

Abschließende Berechnungen ergaben, daß zukünftig geringere Materialkosten anfallen, da nötiges Werkzeug nicht mehr gekauft werden muß. Ein gleiches Projekt würde uns jetzt an Material nur noch DM 1.500,- kosten.

Am 13. Dezember zerstörten 217 mm Regen die Verbindung zwischen Damm und Flußufer. Der Damm selbst hielt dem Unwetter stand, doch die Wassermassen rissen ein Zweimeterloch in die Erde. Mit Steinen und Zement wurde dort eine hoffentlich endgültige Lösung gefunden. Wir überlegten, ob wir ähnliche Probleme in Zukunft nicht ganz mit Beton lösen sollten? Es erscheint stabiler und kostenmäßig gleich. Allerdings gibt es zwei entscheidende Nachteile:

- 1) es gäbe eine Verschiebung von Arbeits- zu Kapitalkosten und
- 2) ökologisch gesehen ist so etwas natürlich furchtbar!

Bewässerungslandwirtschaft

Da Wasser in Zambia knapper Faktor ist, kann mit dem Mehreinsatz dieses Faktors eine höchste vergleichbare Leistung erzielt werden. Daher ist hier Bewässerung so bedeutend und die Arbeit in Bewässerungsprojekten so interessant. Im Sinazongwe-District befinden sich zwei Bewässerungssysteme, Bulea Malima und Nkandabwe Irrigation Scheme. Malima konnte aus Sicherheitsgründen nicht betreut werden.

a) Nkandabwe Irrigation Scheme

Im Scheme waren 1978 alle 46 Felder vergeben, 44 an Privatpersonen, einer für die Schule und einer wurde für die Forschung reserviert. Das ganze Land des Bewässerungsgebietes wurde also genutzt. 41 Farmer waren aktiv.

Jedes Jahr müssen Betriebsmittel besorgt und der Absatz organisiert werden. Das bedeutet immer viele, viele Stunden Einsatz. Die Farmer benötigen Sämereien, Düngemittel, Pflanzenschutzmittel, Pflüge und Pflugersatzteile. Oft muß man das Gewünschte aus Choma oder gar Lusaka holen und erhält dort nur geringe Mengen. Die Farmer selbst haben keine Autos und keine Möglichkeit, sich die Betriebsmittel selbst zu beschaffen. Also holt man sie ab und bringt sie zu dem Irrigation. Im Sinne der späteren Selbständigkeit ist das natürlich nicht, aber was bleibt übrig? Da kann man nur hoffen, daß irgendwann die staatliche Versorgung klappt! Sollte das nicht der Fall sein, gibt es entweder eine Katastrophe oder es hilft jemand wie wir! Ist es aber eine Privatperson, so wird er Profite zu Lasten der Tongas erzielen wollen. Beim Absatz halfen wir den Bewässerungsfarmern in diesem Jahr wenig. Gelegentlich nahmen wir eine Ladung Gemüse mit zum Markt in Maamba oder Choma.

Im Frühjahr 1978 funktionierte im Scheme die Selbstverwaltung nicht mehr. Selbst einfache Probleme konnten nicht mehr gelöst werden. Die Farmer baten mich darauf durch ihren Crop-Demonstrator (landwirtschaftlicher Berater) Mr. Drake Simunchembu, ein dem Siatwinda Irrigation Scheme ähnliches Organisationsmodell zu entwerfen. In einer Vollversammlung wurde die Siatwindasatzung geschildert und von den Farmern größtenteils übernommen. Am 25. August wählten über 40 Farmer in Anwesenheit ihres Chiefs ein neues Farmers Executive Committee und beauftragten es, die Geschäfte zu übernehmen. Seine erste Amtshandlung war die Verabschiedung eines Vertragsformulars, in dem die Rechte und Pflichten der Farmer festgehalten sind. Zu Beginn der nächsten Saison soll jeder Farmer so einen Vertrag unterzeichnen.

Am 21.3. brach der Nkandabwe-Damm in einer Breite von 5 m. Das Wasser des Kohlen-sees breitete sich über die Felder aus. Am selben Tage noch beschloß das Team, mit Material zu helfen; die Farmer sollten die Arbeitskräfte stellen. Auf einer Vollversammlung im Irrigation stimmten die Farmer sofort einstimmig zu. Die 44 Farmer wurden in zwei Gruppen eingeteilt, die jeweils umschichtig einen Tag arbeiten sollten. Verhinderte sollten für Ersatz sorgen. Am 27.3. begann die Arbeit mit Sandtransporten zum Damm. 400 Säcke wurden gekauft und mit Sand gefüllt. Wir wollten die Bruchstelle mit Hilfe eines zweiten Dammes aus Sandsäcken und Steinen trocken-

legen und dann irgendwie reparieren. Bis zum 8.4. konnte alles auch gut abgedichtet werden, doch bei steigendem Wasser wurde der Druck zu stark und der Damm hielt nicht mehr stand. Der Fehler lag bei uns! Wir hatten die Kraft des Wassers unterschätzt und wahrscheinlich auch das falsche Material. Erstaunlich war, wie die Farmer unseren Fehler aufnahmen. Es gab keinen Krach, und keiner schimpfte. Ein zweiter Versuch wurde gestartet, der auch mißlang. Schließlich fiel uns nichts anderes ein, als zum letzten Mittel zu greifen und eine große Maschine einzuschalten. Eine Raupe schob in die Lücke Erde, so lange, bis sie zu war. Aus Resignation mußten wir zu einem Mittel greifen, das den Farmern in einer Wiederholung sicherlich nicht zur Verfügung stehen wird. Aber bei den Alternativen: Einsatz einer Maschine oder keine Bewässerung für ein Jahr für alle Farmer, wer versteht uns da wohl nicht? Dieser Damm war als Übergangslösung gedacht. Allen war so ziemlich klar, daß er die nächste Regenzeit kaum überstehen würde. Daher mußten wir im Herbst noch einmal ran. 22,5 cbm wurden ausgehoben. Das Loch wurde als neuer stabiler Damm mit Steinen und Zement ausgefüllt. Die Kosten des Dammbaus waren: 400 Säcke = DM 300,-; 70 Sack Zement = DM 700,-; und Arbeit: DM 350,-; zusammen: DM 1.350,-!

Im September reparierten zwei RWP-Leute sämtliche Kanäle des Bewässerungsgebietes. Trotzdem beschwerten sich die Farmer Ende des Jahres über zu wenig und zu spätes Wasser. Bei einer Inspektion zeigte sich tatsächlich eine lange Wasseranlaufzeit. Über 50 Minuten benötigt das Wasser vom Damm bis zum ersten Bewässerungsfeld! Einige Wasserverschnellerungsmöglichkeiten wurden diskutiert, aber als zu aufwendig befunden. So müssen die Farmer weiterhin nach dem Ventilaufdrehen eine Stunde warten, bis sie Wasser auf den Feldern haben. Die Wassermenge erwies sich dagegen als völlig ausreichend. Pro Minute fließen bei vollem Hauptkanal 3,6 cbm Wasser vom See in das Bewässerungsgebiet. In einer Stunde also können über 200 cbm auf die Felder geleitet werden. Rechnet man 81/qm/Tag als hohen Durchschnittswert mit Sicherheit, dann benötigt das ganze Irrigation mit 5 ha 400 cbm Wasser am Tag. Bei der angegebenen Leistung müsste das Hauptventil für nur 112 Minuten geöffnet bleiben. Da undichte Stellen im Kanalsystem gerade repariert worden waren, war die Beschwerde der Farmer noch unverständlicher. Am Ende dieser Regenzeit soll das ganze Netz noch einmal kontrolliert und getestet werden! Außerdem wollen wir den Damm um 30 cm erhöhen. Man könnte dann 60.000 cbm Wasser mehr stauen und damit 2 ha zusätzlich bewässern.

Auf dem Versuchsfeld im Irrigation soll dieses Jahr mit einem Saatzuchtprogramm begonnen werden. Außerdem sind "Optimale Standraum-" und Düngeversuche vorgesehen.

b) Kleinere Bewässerungsanlagen

Einige Privatpersonen nahmen mit uns Kontakt auf und baten um Hilfe beim Anlegen eines Gartens mit Bewässerung. Wir helfen, so gut es geht. Außerdem sind wir dabei, einen Garten mit Probefeldern anzulegen. Ein Brunnen ist schon gebohrt. Mehrere einfache Pumpen sollen dort getestet werden!

Regenfeldbau

Wie der Name schon verrät, handelt es sich hierbei um landwirtschaftlichen Anbau, der nur vom natürlichen Regenfall her möglich ist. Daher ist er in Zambia zeitlich auf die Regenzeit von Dezember bis April/Mai begrenzt. Die traditionelle Kultur "Millet" (Hirse) wurde von Cashcrops wie Mais und Baumwolle verdrängt.

Ähnlich wie die Irrigationsfarmer müssen diese Regenfeldbauern mit allen Betriebsmitteln versorgt werden. Absatzhilfe leisteten wir in diesem Jahr beim Transport von Baumwolle zu NAMBOARD (National Agricultural and Marketing Board) und beim späteren Einlösen der Schecks dafür.

Seminarhafter Unterricht wurde 1978 nicht abgehalten. Im privaten Rahmen aber sprachen wir mit vielen Farmern und gestalteten ein Album mit Fotos vieler Pflanzenschädlinge und -krankheiten. So ist es uns möglich, auch Farmer bei der Schädlingsbekämpfung zu beraten, die Felder in für uns verbotenen Gebieten haben.

Große Probleme sehe ich im zunehmenden Anbau von Baumwolle in Zambia. Keiner kann

es den Farmern verübeln, wenn sie die Vergünstigungen für sich in Anspruch nehmen wollen, die ihnen der Baumwollanbau bietet. Zum Verständnis können vielleicht einige Durchschnittswerte beim Vergleich der Produktionen von Mais und Baumwolle beitragen.

Baumwolle

(Werte für Anbaufläche = 1 Acre = 0,4 ha)

(K 1,- = DM 2,40)

Input

10 kg Saatgut	K	1,60	
3 Cottonpacks (Insektizide)	K	25,50	K 27,10

Output

10 - 15 Sack		zwischen
1 Sack = 50 kg		K 230 und
1 kg = K 0,46		K 345

Gewinn liegt zwischen K 202,90 und K 317,90

Mais

(Werte für Anbaufläche = 1 Acre = 0,4 ha)

Input

10 kg Saatgut	K	6,59	
Startdünger (100 kg)	K	17,50	
Kopfdünger (100 kg)	K	17,50	K 41,59

Output

20 - 25 Sack		zwischen
1 Sack = K 6,80		K 136 und K 175

Gewinn liegt zwischen K 94,41 und K 133,41

Man sieht leicht, daß der Durchschnittsgewinn bei Baumwolle mehr als doppelt so hoch liegt. Und meistens entstehen noch mehr Kosten durch anfallende Pestizide bei der Maiskultur. Baumwolle ist natürlich arbeitsaufwendiger, wöchentlich wird einmal gespritzt und ständig gehackt, doch an Arbeitskraft mangelt es hier nicht.

Dieser höhere Gewinn ist aber nicht das einzig Verlockende am Baumwollanbau. Der Staat benötigt Devisen, er braucht Baumwolle zum Export. Daher gibt NAMBOARD Saatgut, Sprayer und Pestizide als Kredite an die Farmer ab. Mit dem Ertrag wird dann später verrechnet.

Meiner Ansicht nach bedeutet aber gerade der Baumwollanbau eine riesige Gefahr für die Bodenproduktivität. Für Baumwolle müssen die Böden freigehalten werden. Damit bieten sich Möglichkeiten für Angriffe aller Art. Sie leisten kaum noch Widerstand, und was es heißt, einmal die Woche spritzen, das weiß jeder, der sich mit Chemie beschäftigt hat. Zur Fruchtfolge nimmt man fast auch nur Mais, eine Kultur, die dem Boden viel abverlangt. So kommt er eigentlich nie zur Erholung. Wir wollen jetzt versuchen, Soyabohnen in die Fruchtfolge einzuschieben. Zusätzlich fällt dabei

auch guter Futterzusatz für das Schweineprogramm ab.

Auch die Baumwollabfälle sollen in Zukunft verwertet werden. Bisher wurden sie verbrannt. In Asien glückten Versuche, Pilzkulturen auf Baumwollabfällen zu ziehen. Es soll sich dabei um einen schmackhaften Speisepilz handeln. Wir haben mit dem dortigen Projekt und deutschen Mykologen Kontakt aufgenommen. Bleibt zu hoffen, daß jemand uns Sporen oder Pilzbrut schicken kann.

Peter Sauer



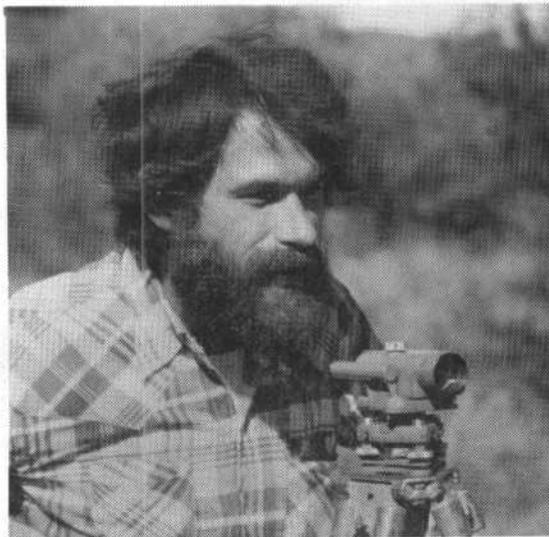
Falls in der Baumschule



Büro- und Lagerräume der Baugenossenschaft, Nkandabwe Camp



Neues Schulhaus



Klaus Jankowski

GWEMBE-BAUGENOSSENSCHAFT - AUF DEM WEG ZUR "ZAMBIANISIERUNG"

Am 11. Februar 1978 sind wir, das sind meine Frau Oona, unsere Söhne Daniel, Dominik und Nicolas und ich, auf dem Flughafen von Lusaka angekommen, um in Zambia für die Gossner Mission zu arbeiten. Nach ein paar Tagen in Lusaka für den nötigen Papierkrieg auf den Ministerien usw. und einigen ersten Einkäufen sind wir ins Gwembe Valley gefahren, unsere Heimat und unser Arbeitsplatz für die nächsten 3 Jahre.

Hier im Nkandabwe Camp wurden wir von den anderen Teammitgliedern und den zambianischen Mitarbeitern des Gwembe South Development Projects willkommen geheißen. Wir brauchten einige Zeit, bis wir uns eingelebt hatten, und wir waren froh, endlich wieder ein Heim zu haben, nachdem wir für ein paar Monate aus dem Koffer gelebt hatten.

In Bezug auf meine Arbeit war ich in der glücklichen Lage, daß mein Vorgänger, Herr U. Schlottmann, noch 4 Monate in Zambia blieb, so daß er mir die Projekte von Gwembe South Builders zeigen, mich bei den verschiedenen Regierungsdienststellen, mit denen ich zusammenarbeiten würde, einführen und mir die Einkaufsstellen für die Baumaterialien zeigen konnte.

Obwohl ich mehr an der Arbeit des Rural Work Programme interessiert war, mußte ich die Aufgabe als Manager von Gwembe South Builders übernehmen, da sonst diese Baugenossenschaft bald in Schwierigkeiten geraten oder zusammengebrochen wäre, da kein Mitglied der Genossenschaft in der Lage war, diese Aufgabe zu übernehmen. Dadurch wäre dann die Arbeit von mehreren Jahren meiner Vorgänger nutzlos gewesen, was ich natürlich nicht wollte.

Im Jahre 1978 hat Gwembe South Builders Co-Op folgende 7 Projekte durchgeführt:

a) Maamba wash-bay. Dies war ein Projekt, das schon im Jahre 1977 angefangen worden war und für Maamba Collieries Ltd., die einzige Kohlenmine in Zambia, gebaut wurde. Diese wash-bay wird gebraucht, um die großen Maschinen zu reinigen und zu waschen, bevor sie zur Reparatur gebracht werden. Dieses Projekt war das 1. Mal, das Gwembe South Builders Stahlbetonarbeiten in so großem Umfang angenommen hatte. Dieses Projekt ist im August zur großen Zufriedenheit von Maamba Collieries Ltd. abgeschlossen worden.

b) 1 x 3 Class room block für Maamba mine school. Dieses Projekt bestand in der Errichtung eines Gebäudes mit 3 Klassenräumen für Maamba mine school. Die mine school ist eine Schule, die finanziell von Maamba Collieries Ltd. unterstützt wird. Dieses Gebäude mit 3 Klassenräumen wurde vollständig vom Eltern- und Lehrer-Verein dieser Schule finanziert. Dieses Projekt wurde im September 1978 abgeschlossen.

c) 1 x 2 Class room block und 2 pit latrines für Maamba GRZ school.

Ein Gebäude dieses zambianischen Standardtyps besteht aus 2 Klassenzimmern und einem Lehrerzimmer. Bei diesem Projekt hatten wir einige Schwierigkeiten mit dem Public Works Department in Gwembe, welches auch für die Beaufsichtigung öffentlicher Arbeiten in Maamba zuständig ist. Wir schrieben dieses Department wegen der Lage des neuen Gebäudes an. Da niemand von dort kam oder uns antwortete, entschieden wir über den Standort des neuen Schulgebäudes mit dem Direktor der Schule. Nachdem wir an diesem Platz schon das Fundament fertiggestellt hatten, kam ein Beamter des Public Works Departments aus Gwembe und sagte, daß er das Gebäude an einem anderen Standort haben wollte. Da Gwembe South Builders schon viel Zeit, Arbeit und Geld investiert hatte, konnten wir diesem neuen

Standort ohne Extrabezahlung der doppelten Arbeit nicht zustimmen. Aber es konnte mit dem Beamten keine Übereinstimmung getroffen werden. Aus diesem Grunde weigerten sich die Beamten des Public Works Departments aus Gwembe, während der gesamten Bauzeit nach Maamba zu kommen und uns die nötigen Bescheinigungen über fertiggestellte Bauabschnitte auszustellen. Auch ohne diese Bescheinigungen bekamen wir unsere Zahlungen, da einige Beamte verständig und kooperativ waren. Dieses Projekt wurde zur vollsten Zufriedenheit des Direktors und der Lehrer, und ich hoffe, auch zur Zufriedenheit des Public Works Departments in Gwembe im August 1978 beendet.

d) 1 x 4 Standard office block in Sinazongwe für das tierärztliche department.

Ein Gebäude dieses Standardtyps besteht aus 4 Büroräumen und 2 Toiletten. Auch mit diesem Projekt hatten wir einige Schwierigkeiten. Ungefähr eine Woche vor dem Abgabetermin der Angebote hatten wir noch keinen Plan des vorgesehenen Gebäudes. Aber dann bekamen wir vom Department einen Plan. Dieser Plan war aber schon sehr alt, auf ihm waren sogar noch getrennte Toiletten für Afrikaner und Europäer eingezeichnet. Auch war dieses Gebäude zu groß und damit unser Angebot über der zur Verfügung stehenden Summe. Nach langen Diskussionen mit den verantwortlichen Leuten des tierärztlichen Departments einigten wir uns dann auf den Bau eines 1 x 4 standard office blocks. Aber als wir dann mit dem Bau anfangen wollten, stellte das Department plötzlich fest, daß sie noch keinen Bauplatz beantragt hatten. Der Antrag für einen Bauplatz wurde dann schnell in Lusaka gestellt. Aber von dort kam in den nächsten 6 Wochen keine Antwort. Da die Zeit immer mehr drückte, rief der Leiter des Departments den Permanent Secretary in Livingstone an, von dem er das o.k. zum Baubeginn bekam. Das war so ungefähr Mitte September. Ein anderes Problem mit diesem Projekt war die Sicherheitslage in Sinazongwe. Gleich in der ersten Woche nach Baubeginn wurden im Hafen von Sinazongwe ungefähr 1 km von der Baustelle, in der Nacht ein paar Boote in die Luft gesprengt. Danach weigerten sich die Arbeiter, auf der Baustelle zu schlafen, und zogen um zur Schule in Sinazongwe. Aus den oben geschilderten Gründen konnte dieses Projekt nicht im Jahre 1978 fertiggestellt werden. Voraussichtlicher Termin ist Ende Januar 1979.

e) 311 Staff house in Choma for Department of Education. Dieses Projekt bestand in der Errichtung eines Wohnhauses mit 1 Wohnzimmer, 3 Schlafzimmern, Küche, Bad, Toilette und Abstellraum für das Department für Bildung. Dieses Projekt wurde im Frühjahr begonnen und ohne nennenswerte Schwierigkeiten oder Verzögerungen zum Ende des Jahres zur Zufriedenheit des Auftraggebers abgeschlossen.

f) 1 x 2 Homecraft block in Choma für die Adastra-Schule. Dieses Gebäude besteht aus einem Klassenzimmer für's Kochen, einem Klassenzimmer für Handarbeiten, einem Lehrerzimmer und einem Lagerraum. Gwembe South Builders fing mit dem Bau dieses Gebäudes Mitte des Jahres an. Da einige wichtige Baumaterialien wie galvanisierte Wasserrohre und Wandtafeln für längere Zeit nicht in Zambia erhältlich waren, wurde dieses Projekt erst gegen Ende des Jahres abgeschlossen.

g) Provincial Store und workshop in Choma am Lusumpuku House für das Department für Landwirtschaft.

Dieses Gebäude besteht aus 2 Büroräumen, 8 unterschiedlich großen Lagerräumen und einem überdachten Platz für Fahrzeug- und andere Reparaturen. Mit diesem Projekt haben wir erst Ende August angefangen, da wir fast 3 Monate auf eine Lieferung Zement von der Chilanga Cement Ltd. warten mußten. Andere Schwierigkeiten ergaben sich daraus, daß der Plan für dieses Gebäude von einem Laien in Bausachen in diesem Department entworfen worden war. Aus diesem Grunde mußten einige nötige Veränderungen vorgenommen werden, wozu immer das Einverständnis des Bauherrn und des Entwerfers eingeholt werden mußte. Ende 1978 waren Dach, Putz und Fußboden fertiggestellt. Dieses Projekt wird voraussichtlich Ende Januar 1979 abgeschlossen.

Das größte Problem für unsere Arbeit im letzten Jahr waren die auftretenden Knappheiten bei Baumaterialien. Wie ich schon im letzten Kapitel geschrieben habe, mußten wir auf eine Lieferung Zement fast 3 Monate warten. Auch gibt es seit ungefähr Mitte des Jahres keine Wasserleitungsrohre jeglicher Größe mehr in Zambia. Wir benötigen diese Rohre für die Installation und als Stützen für das Dach über Verandas. Ein anderes großes Problem in Zambia ist der Kauf von Bauholz, das nur sehr sporadisch ins Land kommt. Da wir nicht "unseren Mann in Lusaka" haben, wo öfter diese Baumaterialien erhältlich sind, müssen wir ab und zu den LKW nach Lusaka schicken, um zu sehen, was gerade auf dem Markt ist und was wir davon gebrauchen können.

Ein anderes Ziel meiner Arbeit im letzten Jahr war der Versuch der Sambianisierung von Gwembe South Builders. Die Vorarbeiter können heute in eigener Verantwortung entscheiden, z.B. Verteilung der Arbeit oder Neueinstellung von Helfern auf der Baustelle. Auch versuche ich, die Arbeiter und Vorarbeiter in die Vorplanung des Kaufs von Baumaterialien einzubeziehen. Weithin lief es so, daß sie zu unserem Lager in Nkandabwe kamen und sagten: "Ich brauche dies, ich brauche das, und zwar sofort." Wenn es dann nicht vorhanden war, war das natürlich die Schuld der Leute im Büro. Jetzt haben wir das System eingeführt, daß uns die Vorarbeiter ein paar Wochen vorher sagen sollen, was sie in naher Zukunft benötigen werden, so daß wir es besorgen können. Dieses System arbeitet jetzt noch nicht 100 %, aber es wird immer besser. Ein anderer Punkt, der unter diesem Titel ("Sambianisierung") läuft, ist der Versuch, unsere Fahrer mehr in den Einkauf von Baumaterialien einzubeziehen. Bis jetzt war es so, daß der Manager nach Lusaka fuhr und eingekauft hat. Der Fahrer des LKWs fuhr dann nur hinterher und hat die vom Manager gekauften Sachen eingesammelt und aufgeladen, ohne jeglichen Einfluß auf den Einkauf. Nun läuft es so, daß sich der Fahrer und ich, manchmal auch ein Vorarbeiter, zusammensetzen und bereden, was am meisten gebraucht wird. Der Fahrer fährt dann alleine nach Lusaka und versucht, diese Sachen zu kaufen und bringt auch andere Baumaterialien mit, die gerade erhältlich sind und von Gwembe South Builders immer wieder benötigt werden. Es gibt nur eine Schwierigkeit bei diesem System: Manche Firmen, bei denen wir auf Kredit kaufen, akzeptieren keine Unterschrift unserer Fahrer auf Bestellungen. Um dieses Problem zu umgehen, unterschreibe ich unseren Fahrern immer einige Bestellungen blanko.

Ein anderer Aspekt dieser Sambianisierungs-Kampagne war unser Versuch, in den letzten Monaten des Jahres einen zambianischen Manager für Gwembe South Builders einzustellen. Aus meiner Sicht sprechen drei Gründe dafür. Gwembe South Builders ist eine zambianische Baugenossenschaft, und deshalb sollte auch der Manager Zambianer sein. Der zweite Grund ist der, daß wir wegen der unsicheren politischen und Sicherheitslage hier an der Grenze nach Zimbabwe nicht wissen, wie lange wir noch hier sein werden. Sie können sich plötzlich von einem Tag auf den anderen so verschlechtern, daß es für Weiße ratsam wird, dieses Gebiet zu verlassen. Und was dann? Der dritte Grund ist, daß der Vertrag zwischen der Regierung der Republik Zambia und der Gossner Mission über unsere Arbeit hier im Gwembe Valley im Jahre 1981 ausläuft, und niemand weiß bis jetzt, ob er verlängert wird. Durch das Zambia Institute of Technology bekamen wir einige Bewerbungen, aber keiner der Bewerber schien geeignet, da alle Berufsanfänger waren. Berufserfahrung ist meiner Ansicht unbedingt erforderlich, um für eine Genossenschaft wie Gwembe South Builders und damit für 50 bis 60 Arbeiter und deren Familien die Verantwortung zu tragen. Als Nächstes wollen wir versuchen, durch Anzeigen in Zeitungen einen geeigneten Manager zu finden.

Ein anderer Versuch dieser Sambianisierung ist der Versuch, mehr Verantwortung an unseren Buchhalter zu delegieren, obwohl ich noch gewählter Schatzmeister von Gwembe South Builders bin. Dieser Buchhalter ist von meinem Vorgänger eingestellt worden. Ihm fehlte jedoch Praxiserfahrung auf diesem Gebiet. Er ist jetzt alleine für die Buchführung und die Bargeldkasse im Büro zuständig. In regelmäßigen Abständen überprüfe ich die Bücher und die Kasse. Er hat sich schon gut eingearbei-

tet. Ich habe das Gefühl, daß seine Leistung und Arbeit mit der Verantwortung wächst, die man ihm überträgt.

Auch versuche ich, immer mehr Verantwortung an den Vorsitzenden und den Board of Directors von Gwembe South Builders zu delegieren. Sie verstehen sehr gut, daß das Geld für die Zukunft zum Kauf von Baumaterialien usw. unbedingt erforderlich ist. Im Jahre 1979 werde ich auch versuchen, den Vorsitzenden und den Board of Directors mehr in die Entscheidungen über die Abgabe von Angeboten und die Preisgestaltung einzubeziehen.

Im Jahre 1978 habe ich auch mit Herrn Peter Sauer bei 2 Projekten, die seine Arbeit betrafen, eng zusammengearbeitet. Das 1. Projekt war die Reparatur des Damms für das Bewässerungsprojekt in Nkandabwe. Dieser Damm war in der ersten Hälfte des Jahres gebrochen und wurde am Anfang der Trockenzeit provisorisch abgedichtet, um den Farmern eine Bewässerung ihrer Felder zu ermöglichen. Mit der Reparatur fingen wir am Ende der Trockenzeit an, als der Wasserstand im See am niedrigsten war. Wir ersetzten den provisorischen Erddamm durch einen Damm aus Beton. Dieser Betondamm hat seine erste Bewässerungsprobe im Dezember bestanden, als in 24 Stunden mehr als 200 mm Niederschlag fielen und er überflossen wurde. Der Betondamm blieb stehen, nur etwas Boden auf beiden Seiten wurde fortgespült.

Das andere Projekt war auf der Farm von Herrn Malyango in der Nähe von Sinazongwe. Hier war während der Regenzeit ein kleiner Fluß aus seinem Bett ausgebrochen und hatte Felder überflutet und die Ernte zerstört. Wir bauten hier einen Damm aus Säcken, die mit Ton gefüllt worden waren, um den Fluß in seinem Bett zu halten. Die Arbeitskräfte für dieses Projekt wurden vom Rural Works Programme gestellt, und das nötige Material wie Säcke, Schaufeln usw. wurde vom Department for National Resources bezahlt. Dieser Sandsackdamm war ungefähr 15 m lang und 2 m hoch. Durch den starken Regen, den ich schon im letzten Kapitel erwähnte, wurde hier etwas Schaden angerichtet. Am Anschluß des Damms an das Ufer wurde auf einer Breite von ungefähr 2 Metern der Boden weggewaschen, aber der Sandsackdamm wurde nicht beschädigt. Nachdem der Wasserspiegel im Fluß wieder gefallen war, fingen wir gleich mit der Schließung der entstandenen Lücke an, und zwar mit großen Steinen und Beton.

Bei den letzten beiden Projekten hat es sich gezeigt, daß eine Zusammenarbeit mit Team von Vorteil ist, da ich Herrn Peter Sauer bei der Dammreparatur und der Schließung der Bruchstelle im Flußufer beraten konnte. Auch möchte ich erwähnen, daß die Zusammenarbeit im Team und mit den zambianischen Mitarbeitern des Projekts sehr gut ist.

Bei einem Rückblick auf das Jahr 1978 möchte ich feststellen, daß aus heutiger Sicht unser Entschluß, nach Zambia ins Gwembe Valley zu gehen, richtig war. Aber unsere größte Sorge ist im Augenblick die ungeklärte politische und Sicherheitslage hier an der Grenze nach Zimbabwe, die unsere Bewegungsfreiheit und Arbeitsmöglichkeiten stark einschränkt. Wir hoffen und beten, daß sich die Lage in der nahen Zukunft verbessern wird.

Klaus Jankowski

TONGA-HANDWERK IN NKANDABWE

Die Sicherheitsprobleme im Gwembetal, besonders in den ersten Monaten 1978, haben sich auch deutlich auf unsere Verkäufe von Tongawaren in Nkandabwe ausgewirkt. Die meisten Menschen in Zambia scheuen davor zurück, ins Gwembetal zu fahren, und so haben wir auch nur sehr wenige Kunden von außerhalb gehabt. Die meisten unserer Kunden waren Freunde unserer Teammitglieder und Personen, die nach Maamba wollten oder von dort kamen. Die wenigen Kunden von außerhalb, die kamen, waren durch unser Hinweisschild an der Hauptstraße Lusaka-Livingstone auf uns aufmerksam geworden. Durchschnittlich haben wir 1978 für DM 350,- monatlich verkauft, im Vergleich zu DM 600,- im Jahre 1977. Das Museum war offenbar eine besondere Attraktion für das zambianische Militär, das meistens nicht zum Stamm der Tongas gehört und regelmäßig bei uns Trinkwasser holt.

Qualität und Quantität der Waren in unserem Laden haben in der zweiten Jahreshälfte beträchtlich zugenommen; wir haben jetzt ein gutes Lager.

Ich möchte den anderen Teammitgliedern und M. Chiimba, der Schreibkraft des Projekts, meinen Dank aussprechen. Sie haben während unseres 4-monatigen Heimaturlaubs den Laden und das Museum betreut.

Dies wird mein letzter Jahresbericht sein, und im Rückblick auf die 3 Jahre, die ich im Tongawaren-Projekt mitgeholfen habe, empfinde ich den Umzug unseres Museums und Ladens in ein festes Haus mit mehr Platz und Licht als absoluten Höhepunkt. Beide liegen jetzt auch wesentlich zentraler. Das Museum insbesondere interessiert viele unserer Besucher sehr. Viele der ausgestellten Gegenstände sind sehr selten geworden und kommen auch nicht mehr in unsere Läden. Wir können dankbar sein, daß die ersten Mitglieder des Gossner Service Teams in weiser Voraussicht die schönsten und seltensten Stücke zurückbehielten, so daß wir nun eine recht eindruckliche Ausstellung zeigen können. Ich bin immer wieder erstaunt, wieviele Zambianer nicht wissen, wozu einzelne Gegenstände verwendet werden.

Traurig dagegen stimmt die deutliche Abnahme der Besucherzahlen über die letzten Jahre. Sie ist direkt bedingt durch die Sicherheitslage im Tal. Wir können nur hoffen, daß die nahe Zukunft schon bald eine Verbesserung bringt, so daß wieder viele Touristen unsere Gegend besuchen und unserem Tongawaren-Programm helfen.

Ruth Schmidt



DIE SOZIALE SITUATION IN DEN SLUMS VON MAAMBA

Kurzbericht über die Umfrage zur Gemeinwesenentwicklung in der sozialgeschädigten Siedlung von Maamba. Von Anderson Daka, September 1978.

1. Einführung

a) Die Untersuchung erstreckte sich ohne Unterbrechung über einen Zeitraum von drei Wochenenden, vom 30. August bis 18. September 1978. Das Ziel der Interviews war es, Probleme herauszufinden, zu deren gemeinsamer Lösung die Bewohner organisiert werden könnten, sei es durch die Partei oder über die Kirche. Dies mußten Probleme sein, die die Siedler selbst erkennen konnten. Im obengenannten Zeitraum wurden ungefähr 30 Personen befragt.

b) Die befragten Personen können folgendermaßen untergliedert werden:

- die Minenarbeiter
- die nicht mehr arbeitenden Bergleute
- die nicht mehr arbeitenden ausländischen Arbeitskräfte
- diejenigen, die auf der Suche nach Arbeit, selbständiger oder Lohnarbeit, nach Maamba gekommen waren.

2. Historischer Hintergrund

Die Siedlung (shanty settlement) geht auf die sechziger Jahre zurück, vor allem auf das Jahr 1968. Davor soll das Gebiet, das heute Maamba Township heißt, Busch gewesen sein mit nur einem einzigen Dorf, dem Dorf Maamba.

Die ersten Siedler waren Arbeiter von Burtons Construction Company, der Vorgängerin von Maamba Collieries Limited (Bergwerksgesellschaft), deren Aufgabe die Verbesserung der Straßen war. Diese Gesellschaft war überhaupt nicht daran interessiert, eine dauerhafte Siedlung zu errichten, daher kam es zum Bau von Behelfsbehausungen.

Die Arbeiter waren gezwungen, möglichst dicht beim Arbeitsplatz zu wohnen. Die Hütten wurden aus einfachen Materialien errichtet. Dünne Äste wurden alle 15 cm in den Boden gesteckt, die Zwischenräume mit Lehm verschmiert. Mit der Errichtung der Bergwerksgesellschaft im Jahre 1969 nahm die Zahl der Bewohner rapide zu, heute hausen dort ungefähr 2.500 Menschen.

3. Vorhandene Einrichtungen

Die Mine als größter Arbeitgeber in der Gegend hat zugleich die Funktion einer kommunalen Behörde übernommen. Sie baute einen Markt, ein Bürgerhaus, ein Schwimmbad, einen Golfplatz, ein Wohnviertel für gehobene Ansprüche und eines mit billigeren Wohnhäusern. Außerdem wurden Brücken gebaut und die Straßen verbessert.

Unter den wenigen Einkaufszentren ist der Supermarkt der National Import and Export Corporation der größte. Es gibt nur zwei Fleischer, obwohl die Stadt in einer Rinderzuchtgegend liegt. Das ist ein sicherer Beweis für die Einstellung der Tongas zum Vieh, sie sehen darin ein Prestigeobjekt. Im Augenblick existieren 24 Lebensmittelläden; in Anbetracht der Zahl der Bevölkerung ist das keine gute Planung von Seiten der Geschäftsleute. Es gibt 5 Kneipen und eine Bar. Da diese nicht regelmäßig beliefert werden, haben die ortsansässigen Bierbrauer gute Chancen.

Das Unterhaltungsangebot beschränkt sich auf unregelmäßige Film-Vorführungen, Fußballspiele, Karate, Boxen und Tanzveranstaltungen. Wie man leicht feststellen kann, enthält die Aufzählung nichts typisch zambianisches.

Das Bauprogramm enthielt auch den Bau einer Klinik und eines Bürgerhauses. Der Markt wird hauptsächlich von den Frauen der Minenarbeiter (und deren Kindern) sowie Kindern betrieben. Die Bewohner der sozialgeschädigten Siedlung haben dieselben Rechte,

diese Einrichtungen zu benutzen, aber meiner Meinung nach gibt es Orte, an denen indirekt eine Diskriminierung stattfindet. Ich will später darauf zurückkommen. Wasser kommt in die Siedlung in Tonnen oder aus öffentlichen Wasserhähnen, die planlos an verschiedenen Stellen installiert wurden. Abfalltonnen gibt es in den städtischen Wohngebieten, nicht in der Siedlung.

4. Die wirtschaftliche Struktur Maambas

Die meisten Bewohner der Slumsiedlung sind Minenangestellte und -arbeiter. Der Unterschied zwischen dem Einkommen eines einfachen Arbeiters und dem eines traditionell selbständigen Arbeiters, etwa eines Fischers, ist beachtlich. Während dieser durchschnittlich täglich K 21.00 verdient, wenn er seinen Fang am Fluß verkauft, bekommt der unselbständige Arbeiter ca. K 65.00 am Ende des Monats. So erscheint der Fischer als ein vergleichsweise reicher Mann.

In Maamba wird nicht genug an der Haustür verkauft wie in den Slums von Lusaka. Das einzige, was die Frauen an ihrer Haustür verkaufen, sind Eiswürfel, die gewöhnlich durch Zusatz von Säften gefärbt sind. Sie können in den Kühlschränken, die zu jedem Haus in den städtischen Wohnvierteln gehören, leicht hergestellt werden. Sie werden natürlich hauptsächlich an die Slumbewohner verkauft, die nicht die Mittel haben, sie sich selbst herzustellen. Daneben wird noch eine Art kleiner Brötchen verkauft zu 5 Ngwee (12Pfennig) pro Stück. Da es hier kein Brot gibt, sind sie meist schnell verkauft.

Durch die Nähe des Flusses ist Fisch relativ preiswert. Speiseöl ist überraschenderweise sehr knapp und daher sehr teuer. Es kostet ungefähr dreimal soviel wie in Lusaka.

5. Die Kirche in den Augen der Slumbewohner

Die Erwartungen an die Kirche sind überraschend niedrig. Offensichtlich weiß die traditionelle Bevölkerung sehr wenig über die Kirche, die die sichtbare Jüngerschaft von Gottes Gemeinde ist. Die Kirche unternimmt in der Siedlung auch nichts außer ein paar Versuchen, Leute auf ihre Seite zu ziehen. In Maamba existieren die Vereinigte Kirche von Zambia, die Apostolische Kirche, die Siebenten-Tags-Adventisten, die Zeugen Jehovas, die Reformierte Kirche in Zambia und die Römisch-Katholische Kirche.

6. Was die Leute als Probleme empfinden

a) Einwanderung

Die meisten Bewohner der Slumsiedlung sind Nicht-Zambianer. Der größte Teil von ihnen besitzt keinen Pass und lebt ständig in der Furcht, ausgewiesen zu werden.

b) Wasserversorgung

Die Mine stellt Wasser in Tonnen zur Verfügung und durch ein paar Wasserhähne, die in unregelmäßigen Abständen installiert wurden. Es reicht jedoch nicht aus, um den Bewohnern das Bewässern eines kleinen Gartens hinter ihrer Behausung oder das Herstellen von Ziegeln zu ermöglichen, mit denen sie sich bessere Häuser bauen könnten. Die Slum-Siedlung wird von 3 Wasserläufen durchflossen, aber das Wasser ist durch Minenabwässer hochgradig verschmutzt. Deshalb kann es zu Bewässerungszwecken nicht verwendet werden. Es kann nur zum Häuserbauen genutzt werden.

c) Gesellschaftliche Aktivitäten

Gesellschaftliche Aktivitäten sind ziemlich beschränkt dadurch, daß es nur Unterhaltung im westlichen Stil gibt. So klein die Siedlung ist, sie leidet an einem Kommunikationsproblem. In der Meinung einiger Personen müßte es Taxis und einen zuverlässigen, von der Regierung kontrollierten Busdienst geben, damit das vorhandene Angebot besser genutzt werden kann. Im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens steht das Biertrinken. Die Menschen trinken von morgens bis abends, und daraus re-

sultiert zum Teil dann ihre Apathie, wenn Kirche oder Partei Versammlungen einberufen. Auch die Prostitution ist ein großes Problem, da die Zahl der Mädchen sehr hoch ist, die nach der Grundschule (7 Jahre) keine weitere Schule besuchen. Man findet sie gewöhnlich in den Kneipen und Bierhallen. Die Eltern machen sich große Sorgen über ihre Zukunft.

d) Bildung: Alphabetentum und Analphabetentum

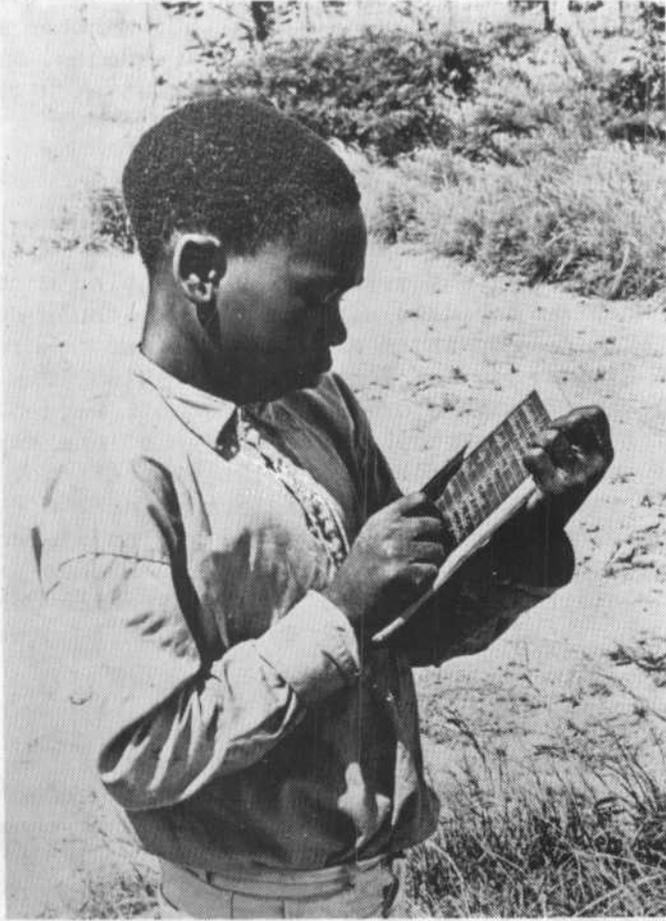
Unter den älteren Bewohnern ist die Zahl der Analphabeten sehr hoch. Deshalb haben sie große Schwierigkeiten, sich in den modernen Einkaufszentren, wie dem Supermarkt zurechtzufinden, wo sie die Preise der Waren selbst lesen müssen. Schulen sind auch ein Problem, denn es gibt nur zwei Grundschulen, dazu eine besondere Schule nur für Ausländer und Zambianer und nur eine einzige Vorschule mit sehr kleiner Schülerzahl. Die Grundschulen nehmen bevorzugt die Kinder aus der Vorschule auf. Ein Platz in dieser Vorschule kostet K 25.00 jährlich und muß in drei Raten bezahlt werden. Das ist für einen Slumbewohner ein ziemlich hoher Betrag, und oft müssen solche Kinder deshalb wieder aus der Vorschule herausgenommen werden. Dies ist ein Beispiel dafür, daß auf dem Weg über das Einkommen die Slumbewohner diskriminiert werden. Die Eltern in der Slumsiedlung wünschen sich eine eigene Vorschule und wollen sie auch auf Selbsthilfe-Basis bauen, aber andererseits fürchten sie, daß sie nichts davon haben werden. Es besteht nämlich die Möglichkeit, daß sie, sobald die Mine genug Geld für eine neue Wasserversorgung hat, in ein neues, dem Rural Council unterstehendes Gebiet umgesiedelt werden.

e) Das Abfall-Problem

Die in der Behelfssiedlung wohnenden Minenarbeiter fühlen sich von der Bergwerksleitung auf dem Gebiet der Abfallbeseitigung und der sanitären Anlagen vernachlässigt. Die städtischen Wohnviertel haben Abfalltonnen erhalten, die Slumbewohner müssen ihre Abfälle in die nahen Flüsse werfen, aber dann kommt es vor, daß sie von diesen nicht weggespült werden. Durch diese liegengebliebenen Abfälle hängt ein übler Geruch über der Siedlung. Etliche haben keine Latrinen und müssen den Busch benutzen, wie es in den meisten Dörfern der Fall ist. Wenn es zu regnen beginnt, bringt das gesundheitliche Gefahren mit sich. Die meisten Abfälle werden zurück zwischen die Hütten geschwemmt, Fliegen und Krankheiten in großer Zahl treten auf. Einige benutzen die Flüsse als Latrinen.

7. Was meiner Meinung nach getan werden sollte

- a) Die Mine sollte sich deutlich über ihre Absichten hinsichtlich der Slumbewohner äußern.
- b) Die Slumbewohner sollten dieselben äußeren Bedingungen erhalten wie die Bewohner der städtischen Viertel. Dabei geht es nicht um elektrischen Strom, wohl aber um die Abfallbeseitigung und die Wasserversorgung.
- c) Es muß etwas getan werden, um die Lage der Schulabgänger zu verbessern, indem entweder ein Handwerkerzentrum geschaffen oder der Markt ausgeweitet wird, um mehr kommerzielle Bestätigung zu ermöglichen.
- d) Die Abteilung für Gemeinwesenentwicklung der Mine scheint den Nachdruck auf Häuser in den städtischen Wohnvierteln zu legen und vernachlässigt die Erwachsenenbildung, die alle diejenigen so notwendig brauchen, die nie in ihrer Jugend zur Schule gegangen sind.
- e) In der Slumsiedlung sollte die Hühnerzucht ermutigt werden. Da NAMBOARD kein Futter liefert, kann sie auf traditioneller Grundlage betrieben werden.



TONGA-HANDWERK LUSAKA

In meinem Jahresbericht von 1977 habe ich zwei Punkte ausführlich erwähnt, auf die ich noch einmal zukommen möchte:

1. Qualität der Artikel

Im Verlauf der zweiten Jahreshälfte hat sich die Qualität der von den Tongas hergestellten Gegenstände erfreulicherweise verbessert. Ba Mark hat daran entscheidenden Anteil durch seine strengere Auswahl der einzelnen Artikel. Dies gilt besonders für Hocker und Trommeln. Ich bin sicher, daß kein Geschäft in Lusaka ursprünglichere Trommeln, die geschickt mit der Hand hergestellt sind, zum Verkauf anbietet als unser Laden in Nkandabwe und Lusaka. Die Kunden wissen dieses zu schätzen, obwohl ich sehr hohe Preise für diese erstklassigen Trommeln nehme.

2. Nachschub-Problem

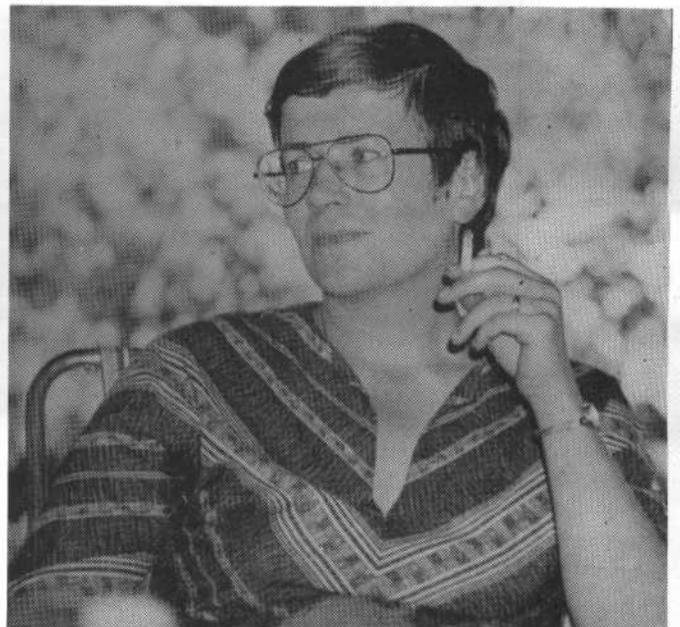
In der ersten Hälfte von 1978 geriet der Nachschub von Nkandabwe nach Lusaka so ernsthaft ins Stocken, daß das ganze Programm nahezu zum Erliegen kam. Die Mitarbeiter des Gwembe-Süd-Entwicklungsprojektes mußten darum wieder einmal über die Bedeutung dieses Programmes diskutieren. Es wurden einige gute Vorschläge gemacht, wonach in Zukunft versucht werden soll, in den Dörfern kleine Produktionseinheiten zu bilden, denen für bestimmte Gegenstände ein fester Absatz im Monat garantiert wird. Dadurch lassen sich der Nachschub verbessern und die Fähigkeiten der Fertigung lebendig halten. Die Beantwortung der Frage jedoch, ob das ganze Programm fortgesetzt werden soll, wurde für einen unbestimmten Zeitpunkt in 1979 verschoben. Man möchte zunächst abwarten, ob sich die Sicherheitslage im Gwembetal verbessert, wodurch zur Zeit das Einsammeln und Zusammenbringen der handwerklichen Gegenstände stark beeinträchtigt werden.

Ende August wurde eine große Menge von Artikeln nach Lusaka transportiert. Dieser Nachschub konnte bis Ende des Jahres fortgesetzt werden. Konsequenterweise steigerte sich dadurch der Verkaufserlös im letzten Quartal des Jahres bemerkenswert.

Ich hoffe sehr, daß dieser zufriedenstellende Nachschub von Nkandabwe nach Lusaka aufrechterhalten werden kann. Dann werde ich verstärkte Werbung treiben können.

Für mich ist es eines der "Geheimnisse" im zambischen Geschäftsleben, an dessen Regeln ich mich langsam gewöhne, wie es mir gelungen ist, einen Verkaufserlös zu erzielen, der in etwa der Warenlieferung entspricht und darüber hinaus ein Warenlager anzulegen, das einen Wert von 7.500,- DM ausmacht.

Gerhild Weiss



ZUR GEMEINWESENARBEIT

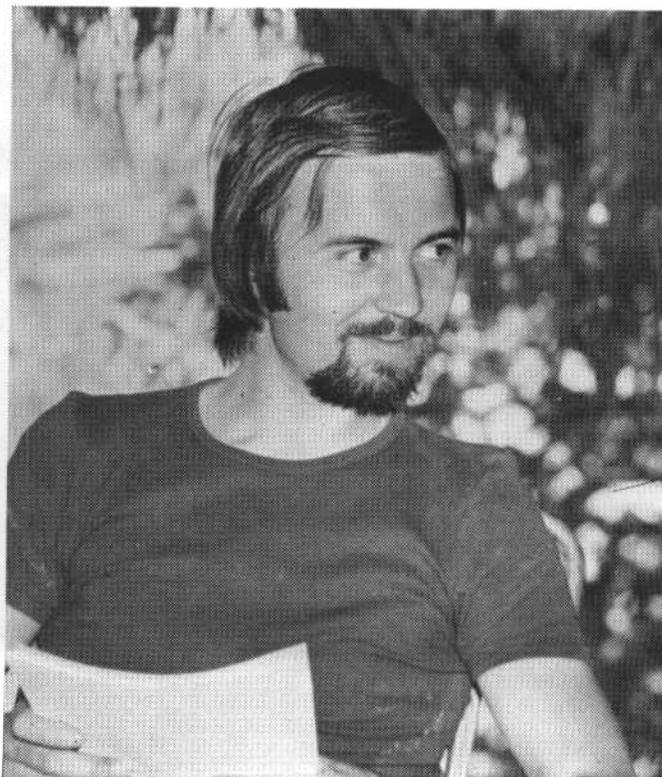
1. Über den Fortgang der Gemeinwesenarbeit in Kalingalinga informieren der "Report to Presbytery Meeting" vom Januar 1979, der Bericht von Anderson Daka vom August 1978, der "Progress Report to Central Presbytery" vom August 1978 und der "Report to Central Presbetyery Executive" vom Januar 1978.

Aus den Berichten wird deutlich, daß die Arbeit in Kalingalinga seit Oktober stagniert. Neben den Gründen dafür, die im letzten Bericht ans Presbetyery meeting angegeben sind, kommt als Hemmfaktor hinzu: spürbar wachsendes Mißtrauen der Bevölkerung gegenüber jedem, der nicht in Kalingalinga wohnt, verursacht durch Polizeirazzien im August/September 78 mit anschließender Deportation von Bewohnern ausländischer Nationalität in ihre Heimatländer und Konfiszierung von Eigentum, dessen Herkunft nicht belegt werden konnte; durch verstärkte Kontrollen von Polizei und Preiskontrolleuren bei der Suche nach unlizensierten Verkäufern von Konsumgütern; durch die rhodesischen Bombenangriffe und Sabotageakte und die dadurch ausgelöste hektische Suche nach Spionen.

2. Meine eigentliche Aufgabe sehe ich darin, die Bereitschaft der UCZ für die Wahrnehmung sozialer Verantwortung zu stärken. Der Aufbau eines kleinen Gemeinwesenprojekts in Kalingalinga sollte dazu ein Mittel sein. Daneben habe ich jede Möglichkeit wahrgenommen, um mit kirchenleitenden Personen über Gemeinwesenarbeit zu diskutieren und bei Konferenzen und Besprechungen über Gemeinwesenarbeit zu berichten.

3. Außerdem habe ich mich bemüht, andere Ansätze von Gemeinwesenarbeit in Zambia zu beraten und zu unterstützen (Selbsthilfeprogramme im ländlichen Bereich von "Self Help Development", Resettlementprogramm des nationalen Christenrats in Kanyama Compound/Lusaka, John Howard Self Help School in Garden Compound/Lusaka). Im Mai bin ich darum gebeten worden, für die GTZ ein Gutachten über ein Sanierungsprogramm in Kalingalinga anzufertigen. Ich kann nur hoffen, daß es mit dazu beiträgt, eine angemessene Sanierung von Kalingalinga voranzubringen, die von der Stadtverwaltung Lusaka aus finanziellen Gründen immer wieder aufgeschoben wurde.

Peter Weiss



GEMEINWESENARBEIT IN KALINGALINGA

Dieser Bericht ist das Ergebnis einer ca. 2-monatigen Untersuchung in Kalingalinga, einer nichtgenehmigten Behelfssiedlung am Rande von Lusaka. Die Arbeit begann am 26.6.1978 und endete am 22.8.1978. Einige andere Aktivitäten hatten vor dieser Untersuchung stattgefunden, aber ich fühle mich nicht in der Lage, über sie zu berichten, obwohl meine Arbeit in sie eingebunden war.

In dem obengenannten Zeitraum konzentrierte ich mich anfangs darauf, mit den Leuten zu reden, um ihre Probleme herauszufinden und die Art und Weise, wie sie unmittelbar oder im Laufe der Zeit mit ihnen fertig wurden. Bei diesen Gesprächen versuchte ich, soweit irgend möglich, keine Lösungsvorschläge zu machen, sondern die Leute ihre eigenen Lösungen finden zu lassen. Ich dachte, das würde sie ermutigen, sich für eine dauerhafte Lösung zu engagieren. Ich muß jedoch gestehen, daß es Fälle gab, in denen ich gezwungen war, die Unterhaltung zu lenken und in ihrem Verlauf Lösungen vorzuschlagen.

Ein Weg, den ich immer wieder beschritt, war der Versuch, ein Problem zu "sozialisieren", d.h. den Gesprächspartner dahin zu bringen, eine Lösung im Kontakt mit Nachbarn zu suchen, die dasselbe Problem hatten oder zu einem früheren Zeitpunkt gehabt hatten. Mit diesen Gesprächen sollten die Bewohner dahin gebracht werden, ihr Gruppenpotential bei der Lösung von Problemen zu erkennen. Ich wollte auf diese Weise Gruppen zusammenbringen, die dieselben Interessen hatten und die bereit waren, gemeinsam Erfahrungen zu machen. Neben diesen Gesprächen arbeitete ich an der Organisation und Auswertung von Wochenendseminaren mit, die in dem Gebäude der UCZ (United Church of Zambia = Vereinigte Kirche von Zambia) in Kalingalinga stattfanden.

Das erste Seminar fand am 8.7.1978 statt und dauerte den ganzen Vor- und Nachmittag. Ungefähr 50 Personen nahmen daran teil, hauptsächlich Kirchenchormitglieder im Alter 13 bis 26 Jahren. Von der regierenden Partei, UNIP, war nur ein Vertreter erschienen, dazu ein Kirchenältester der Katholischen Gemeinde und sehr wenige Vertreter der Gastgeber, der UCZ.

Der einfacheren Verständlichkeit halber beschlossen wir, das Thema "Dienst der Christen am Gemeinwesen" zu formulieren und nicht das verschwommene "Gemeinwesenentwicklung". Wir hatten uns nicht spontan dazu entschlossen, sondern lange darüber nachgedacht.

Wenn man in Gegenden wie Kalingalinga von Gemeinwesenentwicklung (Community Development) spricht, denken die Leute sofort an Kinderbetreuung. Diese Vorstellung haben ihnen die Kolonialisten in den Kopf gesetzt, die Gemeinwesenentwicklung als Wohltätigkeitsveranstaltungen verstanden. Unter solchen Voraussetzungen konnten die Behörden in bestimmten Wohngebieten eine Welfare Hall einrichten, in denen sich Kinder in ihrer freien Zeit aufhalten konnten.

Das erste Seminar sollte die Probleme herausarbeiten, die die Bevölkerung von Kalingalinga auf den Gebieten Familie, wirtschaftliche Situation und kirchliches Leben hat. Herr Mudzongachiso, ein hauptamtlicher Jugendwart der UCZ, führte einige Beispiele an. Er hatte bereits verschiedene Entwicklungsprojekte in Kaunda Square angekurbelt. Ich versuchte, seinen Informationen solche über bereits begonnene Projekte in Kalingalinga gegenüberzustellen, z.B. das Ausheben eines Drainage-Grabens, das die Leute in einem bestimmten Teil Kalingalingas selbst gemacht hatten.

Nachdem wir unseren Zuhörern alle diese Beispiele gegeben hatten, glaubten wir, sie wüßten nun, was wir von ihnen erwarteten, und baten ihrerseits um Beispiele. Aber es kam keine Reaktion.

Am Nachmittag suchten wir weiter nach Vorschlägen oder möglichen Projekten für gegenseitige Nachbarschaftshilfe. Aber es kam wieder nichts. Die Leute hatten sich auf große Projekte wie Schulen und Krankenhäuser konzentriert und Probleme, die sie

persönlich betreffen, völlig vernachlässigt. Das Seminar endete mit dem Vorschlag, ein Folgeseminar zu veranstalten, da dieses nur eine Einführung gewesen war.

Ich verbrachte dann mehrere Tage, um ein Feedback von den Seminarteilnehmern zu erhalten. Daraus konnte ich entnehmen, daß viele Leute das Seminar als lohnend empfunden hatten, weil zum ersten Mal eine interdenominationelle Veranstaltung möglich geworden war. Ein paar beklagten sich, daß ein möglicher Beitrag ihrerseits durch die allzuvielen und unübersichtlichen Beispiele vorweggenommen worden sei, so daß sie vorschlugen, das nächste Mal wesentliche Beispiele auf einen großen Bogen Papier zu schreiben und vor den Teilnehmern aufzuhängen. Die katholischen Seminarteilnehmer schienen mit der Absicht gekommen zu sein, eine interdenominationelle Saint-Vincent-Paul-Gruppe zu gründen. Die Saint-Vincent-Paul-Bewegung ist eine Wohltätigkeitsorganisation der katholischen Gemeinde, die sich der Bedürftigen in dem Wohngebiet annimmt. Ein paar wenige, die die Idee der Gemeinwesenentwicklung begriffen zu haben schienen, übten scharfe Kritik an Leuten, die sehr anspruchsvolle Vorschläge wie den Bau von Schulen und Kliniken gemacht hatten.

Aus den feedbacks und aus dem, was während des Seminars zu spüren gewesen war, hatte ich den Eindruck, daß die Leute absichtlich familiäre und wirtschaftliche Probleme vermeiden wollten. Ich sage das, weil ein paar Leute sagten, erst wenn die Siedlung saniert worden sei, könnte man mit einem Beitrag der Christen zur Gemeinwesenentwicklung anfangen. Einige waren schlichtweg verzweifelt, sie glaubten, daß ihre Lage, familiäre und wirtschaftliche, absolut hoffnungslos sei, da wir auch nicht in der Lage waren, ihnen Beschäftigung zu suchen oder zu vermitteln.

Dieses Seminar wurde von einem Bibelvers begleitet, und zwar Joh. 12,24; wir glaubten, er würde uns helfen, die Leute zu lehren, die alte träge Natur zu begraben und an die Zukunft zu denken, für die wir alle und jeder einzelne von uns sehr schwer arbeiten müssen. Das Anschlußseminar fand im selben Gebäude statt und zwar am 24.8.78. Dieses Mal begann es um 16.00 Uhr und endete gegen 20.00 Uhr. Anstatt einer Mahlzeit zwischen den beiden Abschnitten zeigten wir Dias über Umwelthygiene. In Anlehnung an Gen. 4.9 war das Seminar begleitende Thema, wie wir unsere Brüder und Schwestern vernachlässigen, die Probleme haben. Das Ergebnis dieses Anschlußseminars war die Bildung einer Gruppe von Eltern, die gemeinsam versuchten wollten, Schulplätze für ihre Kinder zu bekommen.

Ein paar hielten es für gut, eine Kampagne durchzuführen, um den Leuten den Gebrauch von alten Dieseltönen als Abfallbehälter beizubringen. Das Durchschnittsalter war ungefähr dasselbe wie im ersten Seminar. Das war ein weiteres Hindernis auf dem Weg zu Fortschritten, denn die meisten empfanden sich als zu jung, um an größeren Diskussionen teilzunehmen. Der anwesende Parteivertreter gab die Schuld dafür, daß viele Projekte nicht durchgeführt werden, den älteren Leuten, die den größten Teil ihrer Zeit und ihres Denkens dem Trinken gewidmet hätten. Er schlug sogar vor, daß die Einladungen zu einem weiteren solchen Seminar eventuell besser von UNIP ausgehen sollten. Dadurch würden mehr Erwachsene teilnehmen und so nicht alles der Jugend überlassen bleiben. In meinen Augen waren die Seminare Fehlschläge, weil die Kirchenführer der Ortsgemeinden, die einen großen Einfluß auf ihre Kirchen haben, uns nicht unterstützen. Sie könnten mit Leichtigkeit eine große Anzahl Personen für so eine wichtige Angelegenheit mobilisieren. Damit zukünftige Seminare Erfolg haben, müssen sie zunächst den Gemeindeältesten ausführlichst erklärt werden, denn sie müssen als Erste die Zusammenhänge verstehen, bevor sie sie ihren Gemeindegliedern darlegen können. Für zukünftige Seminare werden sowohl die Kirchen als auch die Partei ihre Möglichkeiten nutzen müssen, damit verantwortungsbewußte Personen daran teilnehmen.

In dem obenbeschriebenen Zeitraum führte ich eine Reihe Gespräche in Kalingalinga. Ohne die Feedbacks interviewte ich 52 Personen. Diese Interviews sollten provozieren, daher mußte das Gespräch dort beginnen, wo ich den Gesprächspartner antraf. Das brachte eine Reihe von Hindernissen mit sich, da ich die Leute oft in denselben Situationen antraf.

Das Ziel der Interviews war es, den Leuten mit nur geringer Hilfe meinerseits ihre

eigenen Probleme und deren mögliche Lösungen bewußt zu machen. Ich tat jedenfalls mein Bestes, sie nicht ausweichen zu lassen, so daß sie selbst mögliche Lösungen finden mußten und vorzugsweise solche, die sie selbst auch bereit waren, geistig und physisch zu bewältigen.

Dabei wurden drei große Problemgruppen deutlich: zusätzliches Familieneinkommen, Familienprobleme in relations, und die Stellung des Einzelnen der Gesellschaft. Ich möchte zu jedem ein oder zwei Beispiele geben. Die Leute haben verschiedene Möglichkeiten, das Familieneinkommen aufzubessern; sie verkaufen bestimmte Dinge und selbstzubereitete Speisen oder sie machen Gebrauch von besonderen Fähigkeiten (Herstellung von Hüten o.ä.). Familiäre Probleme entstehen, wenn der Mann mehrere Frauen hat oder die Frau Witwe ist, und so die Kinder den Mann in der Familie entbehren und so leichter zu Diebstählen und zur Prostitution kommen. Auch die Stellung innerhalb dieser Gesellschaft ist noch teilweise problematisch, z.B. kaufen die Leute keine Speisen von einem geheilten Leprakranken. In unserer traditionellen Gesellschaft war das noch anders. Wie ich schon sagte, kann Gemeinwesenarbeit in Kalingalinga gute Fortschritte machen, wenn genug aktive und vernünftige Leute zur Mitarbeit gewonnen werden können. Nach dem letzten Seminar habe ich den Eindruck, daß dies durch ein Engagement von Kirchen und Partei erreicht werden kann. Sozialarbeiter sollten den City Council soweit wie möglich dafür interessieren

Anderson R.T. Daka



Anderson Daka auf einem Gemeindeforum in Kalingalinga

Kathmandu, im Juni 1979

1. Rundbrief

Liebe Freunde!

Heute erreicht Euch unser erster Rundbrief. Wir möchten Euch diese Art von Brief im Abstand von vier bis fünf Monaten schicken. Wir können so mehr Leute erreichen, und er bietet uns mehr Raum, bestimmte Punkte anzuschneiden, als wir es bei einem persönlichen Brief könnten. Wenn bei bestimmten Punkten Interesse für ausführlichere Information besteht, so fragt zurück. Wir senden sie gern, soweit wir können.

Als wir am 16. Januar Deutschland verliessen, waren unsere Köpfe voll mit Vorstellungen, Erwartungen und Fragen. Sicher verständlich, wenn so etwas vor einem liegt. Vergleichen wir die inzwischen gesammelten Eindrücke mit unseren Anfangsvorstellungen, so können wir uns dem altbekannten Ausspruch anschliessen: Nepal ist doch ganz anders.

Zur Orientierung möchten wir zunächst einige allgemeine Daten über Nepal geben.

Mit seinen 142.000 qkm ist es etwa so gross wie Griechenland. Im Süden, Westen und Osten grenzt es an Indien, im Norden an Tibet. Nepal liegt auf der Breite von Süd-Marokko und Florida. Es hört sich fast kurios an, dass der Mt. Everest wie auch Kathmandu südlich von Delhi liegen. Nepal hat etwa 13 Millionen Einwohner, also etwa ein Fünftel der BRD. Das Wachstum wird bei 2,4 % geschätzt. Die Bevölkerung ist sehr heterogen. Die grösste Gruppe mit ca. 50 % spricht Nepali als ihre Muttersprache. Hierzu gehören die Brahmanen, die im 12. Jh. auf der Flucht vor muslimischen Eroberern nach Nepal kamen. Jene Bewohner, die sich mit den Brahmanen mischten, werden als Chetries bezeichnet. Auch sie sprechen Nepali als Muttersprache. Die Brahmanen bilden die höchste Kaste, die Chetries gehören zur zweithöchsten Kaste. Zur zweitgrössten Sprachgruppe gehören die Leute indischer



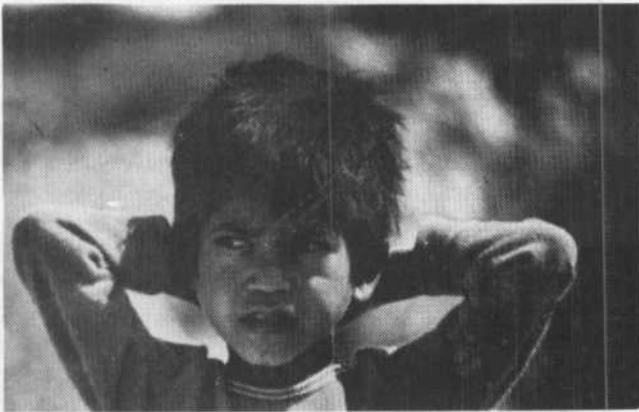
Am Rand des Kathmandu-Tales mit der Himalaya-Kette

Abstammung, deren Einwanderung vor etwa 200 Jahren begann. Sie wohnen vor allem im Süden des Landes. Die übrigen Gruppen sind tibeto-nepalischer Abstammung und sprechen tibeto-birmanesische Sprachen. Es werden in Nepal mehr als 35 Sprachen gesprochen. Nepal umschliesst in seinen Grenzen eine Fülle von Erscheinungsformen, wie kaum ein anderes Land auf dieser Erde. An die Himalaya-Kette mit dem höchsten Berg der Erde schliesst sich eine Mittelgebirgszone an, die übergeht in die Mahabharat-Kette im Süden, die letzte, grosse Barriere gegen die Terai-Ebene, die ein Teil der Ganges-Ebene Nordindiens ist. Im Terai dehnen sich noch heute grosse Dschungel-Gebiete aus. Angesichts dieser Geographie kann man sich vorstellen, welchen Problemen ein Land wie Nepal gegenübersteht. Die verkehrsmässige Erschliessung gehört zu den grössten Problemen. Dschungelbedeckte Gebiete im Süden, un stabile Hänge im Mittelgebirge und steil zerklüftete Flusstäler machen es dem Menschen schwer, Strassen zu bauen. Zwar treibt man mit grösstem Aufwand den Strassenbau voran, aber noch immer sind weite Teile des Landes nur zu Fuss zu erreichen. Handel und Entwicklung gestalten sich in solchen Gebieten sehr schwer.

Auf unserem Weg nach Kathmandu machten wir einen längeren Halt in Delhi. Hier atmeten wir zum ersten Mal asiatische Luft. Wir besichtigten Delhi und Aggra mit dem weltberühmten Taj Mahal. Schliesslich besuchten wir die "Soja Bean Processing and Research Association" in Barreilly, ca. 200 km östlich von Delhi, wo wir uns mit verschiedenen Fachleuten über die Ernährungssituation und Lebensmittelverarbeitung in Entwicklungsländern unterhalten konnten.

Das hektische Leben Delhis, sein Verkehr, der krasse Gegensatz zwischen Arm und Reich, all' das war anfangs für uns doch ein kleiner Schock. Nach unserer Ankunft in Kathmandu bot sich hier in vieler Hinsicht ein Kontrast zu Delhi. Der Flug führte uns entlang des Himalaya und über die Mahabharat-Kette, deren Berge mit all' ihren Terrassenfeldern uns vorkamen, als wären sie aus Scheiben zusammengesetzt. Schliesslich lag das fruchtbare Tal von Kathmandu, das etwa die Grösse des Bodensees hat, vor uns.

In Kathmandu landeten wir dann erstmal im wohlbehüteten Schoss der United Mission to Nepal (UMN). Wir zogen in eines der beiden Gästehäuser ein, die am Stadtrand Kathmandus liegen. Im folgenden möchten wir die UMN etwas näher beschreiben. Sie setzt sich zur Zeit aus 32 Missionsgesellschaften aus 15 Ländern zusammen. Derzeit sind ca. 250 Mitarbeiter hier tätig. Eine derartige Gemeinschaftsarbeit verschiedener Missionsgesellschaften in einem Land dürfte wohl einmalig sein. Mit der nepalischen Regierung muss



alle fünf Jahre eine neue Übereinkunft getroffen werden, die der Mission für eine weitere halbe Dekade die Arbeit ermöglicht. Nepal ist das einzige Hindu-Königreich der Welt. Das Gesetz verbietet seinen Bewohnern, ihre Religion zu wechseln. Konvertierungen werden mit Gefängnis bis zu sechs Jahren bestraft. Schon aus diesem Grund hat eine Mission im traditionellen Sinn hier keinen Platz. So heisst es in der Verfassung der UMN: "Es ist unsere Aufgabe, den Bewohnern Nepals im Namen von Jesus Christus zu helfen". Helfen heisst hier die Mitarbeit auf dem Gebiet des Gesundheitswesens, Erziehungswesens und in der technischen Entwicklung. Falls sich jemand näher für die einzelnen Projekte der UMN interessiert, erhält er auf Anfrage gern ausführlichere Informationen.



Geschäft in Bhaktapur

Mit uns besuchten 20 neue Mitarbeiter die Sprachschule. Das Zusammenleben war nicht immer gerade einfach. Dies leuchtet ein, wenn man die Verschiedenheit der Leute betrachtet. Man kam aus acht verschiedenen Ländern, die Altersspanne reichte von 24 bis 60 Jahren, und man entstammte den verschiedensten Kirchen: Methodisten, Baptisten, Presbyterianer, Mennoniten, Lutheraner und Katholiken (das war natürlich Angelika). Es entspannten sich manche hitzigen Diskussionen. Trotz allem war die Zeit im Gästehaus für uns wertvoll. Man musste mit den Leuten auskommen und konnte sich vor Konfrontationen nicht davonestehlen. Man hatte viel zu akzeptieren, dem man sonst hätte ausweichen können. So ist es für viele amerikanische und skandinavische Protestanten unvorstellbar, Alkohol zu trinken oder gar zu rauchen. Trotzdem schmeckte uns bisher das

Bier ganz ausgezeichnet.

Vor allem an den Wochenenden besuchten wir viele interessante und aufregende Plätze im Kathmandu-Tal. Als Transportmittel dienten unsere Fahrräder, die wir uns bald nach unserer Ankunft kauften. Am bedeutendsten sind wohl die drei alten Königstädte Kathmandu, Patan und Bhaktapur. Es erheben sich dort grosse Tempel und Königspaläste, und man findet eine schier unzählbare Fülle von kleinen Tempeln, Schreinen, kunstvoll geschnitzten Fenstern und Türen. Das Strassenbild wirkte im ersten Moment sehr fremdartig auf uns. Enge, dunkle Gassen, in denen sich ein sehr geschäftiges Leben regt. Ein kleiner Laden reiht sich an den anderen, viele gerade so gross, dass der Verkäufer drin sitzen kann. Dann öffnet sich die Gasse wieder zu einem freien Platz, wo meist ein kleiner Tempel die Passanten zum Putscha, zur Anbetung einlädt. Viele Tempel sind nicht ausschliesslich für Hinduisten oder Buddhisten da, Angehörige beider Religionen verehren im gleichen Tempel ihre Götter. So enthält auch ihre Architektur Stilelemente des Hinduismus und des Buddhismus.

Im Mittelpunkt der vergangenen vier Monate stand das Erlernen der Landessprache Nepali. Anfangs erhob sich ab und zu, wenn auch ganz schüchtern, die Frage, wie wir das jemals lernen sollen. Ein neues Alphabet, viele neue Laute (alleine acht verschiedene "d" und "t") usw. Als wir jedoch nach etwa zwei Wochen die grosse Hemmschwelle des Alphabets überbrückt hatten und lesen und schreiben konnten, verloren die Befürchtungen an Bedeutung. Der Unterricht gestaltete sich sehr intensiv. Jeder Student hatte täglich drei Stunden. In einer Stunde waren wir zu viert, in einer zu zweit und in einer dritten Stunde allein mit dem Lehrer. Zusätzlich arbeiteten wir am Tag einige Stunden mit Tonbändern und einer Arbeitsmappe. Das Wichtigste war natürlich das Praktizieren des Gelernten, das Umsetzen ins Gespräch. Hierzu boten sich viele Gelegenheiten in der Stadt. Der vierwöchige Dorfaufenthalt als Bestandteil des Sprachkurses sollte uns zum Sprechen und zur kulturellen Orientierung besonders viel Raum bieten. Über diese Zeit möchten wir gern etwas ausführlicher berichten.



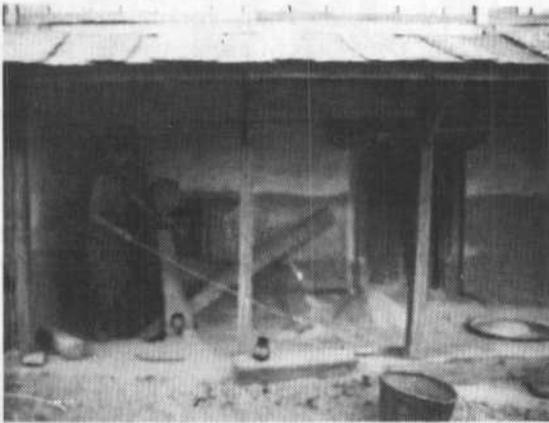
Martin auf dem Balkon vor unserem Zimmer über dem Stall

Grossvater der Familie setzten und mit ihm zu reden begannen, erschien uns wie eine halbe Ewigkeit. Wir verstanden die Neugierde sehr gut, es war aber manchmal nicht ganz leicht, geduldig die vielen Fragen zu beantworten. Viel Interesse erregte jenes blaue Papier (Toilettenpapier) und auch der Zweck der Zahnpaste wurde etwas angezweifelt. Unser tägliches Bad im nahegelegenen Fluss wurde von so manchen Leuten belächelt. Übertreiben muss man es ja wirklich nicht, in der Woche einmal gründlich waschen genügt. Es war zu dieser Zeit sehr heiss, so dass der Fluss uns stets eine Erfrischung brachte. Schon der Name des Dorfes deutet auf das Klima hin: Garambesi heisst in Ne-

Nach sieben Wochen intensiven Sprachtrainings in der Schule waren wir fit für den Aufenthalt im Dorf. Aufgeteilt in zwei Gruppen, bestehend aus jeweils sechs Studenten und zwei Lehrern machten wir uns auf den Weg in zwei Dörfer in den Bergen, etwa 150 km westlich von Kathmandu. Das erste Stück fährt man mit dem Bus, normalerweise sechs Stunden - wir brauchten das Doppelte wegen einer Reifenpanne -; dann läuft man fünf bis sechs Stunden nach Garambesi, dem Dorf, wo wir wohnten, und ca. acht Stunden nach Amp Pipal, dem Dorf der anderen Gruppe. Wir waren in Garambesi die ersten Europäer, die dort für einige Zeit wohnten. Als wir am Haus unserer Familie ankamen, zeigte man uns das Zimmer, einen kleinen Bretterverschlag über dem Kuhstall. Es strömten sofort 30 bis 40 Nachbarn zusammen. Sie beobachteten uns und wir sie. Die Minute, die verging, bis wir die Mauer durchbrachen und uns zum

li "heisse Ebene", in Hindi würde es heissen "zu viel Hitze". Neben den Wanzen, die wir als Dauergäste in unserem Zimmer hatten, belasteten uns die hohen Temperaturen, die wir während des Tages und auch in der Nacht hatten, am meisten. Aus diesem Grund begannen wir am Morgen bereits um 6.30 Uhr mit dem Unterricht und waren meist gegen 9.00 Uhr schon fertig. Während des übrigen Tages hatten wir viel Zeit, uns mit den Leuten zu unterhalten, auf sie einzugehen und uns umzuschauen.

Die Frauen hatten wohl den längsten Tag. Am Morgen gegen 4.00 Uhr, eine Stunde, bevor es langsam hell wurde, gingen sie mit grossen Tonkrügen zum Wasserholen. Als sie nach 1 1/2 Stunden wieder zurückkamen, reinigten sie den Lehm Boden im Haus und auf der Veranda unter dem vorspringenden Strohdach mit einem Gemisch aus Kuhmist, Lehm und Wasser (ein gutes Desinfektionsmittel!). Anschliessend begann man mit der Zubereitung der ersten Hauptmahlzeit. Sie setzte sich täglich zusammen aus Dal (Linsen), Bhat (Reis) und Tarkari (Gemüse). Hierzu wurde der Dal jeden Morgen gemahlen und der Reis musste mit dem Dhiki enthülst und ausgelesen werden (siehe Foto). Diese Arbeit mit dem Dhiki fiel allerdings nicht jeden Morgen an, da man meist gleich für einige Tage enthülste.



Enthülsen von Reis mit dem Dhiki

Worfeln von Reis

Zwischen 8.00 und 9.00 Uhr assen nacheinander die Familienmitglieder, die Frauen zuletzt. Teller und Töpfe wurden dann an einem bestimmten Platz ausserhalb des Hauses mit Asche, Stroh und Wasser gereinigt. Danach wurde es für die Frauen Zeit, mit der Feldarbeit zu beginnen. Gegen 2.00 Uhr kam eine Frau zum Haus zurück, um für die Männer und Kinder einen Imbiss zuzubereiten: Puffreis, Fladen aus Reis- und Weizenmehl oder gekochten Mais und alles immer mit einer kleinen Portion sehr scharfen Gemüses (ähnlich unseren Mixed Pickles, nur viel schärfer). Waren alle gesättigt, war es schon wieder Zeit zum Wasserholen. Gegen 18.00 Uhr begann man wieder, Dal-Bhat zu kochen, und man ass gegen 19.30 Uhr. Waren die letzten Arbeiten beendet, unterhielt man sich noch etwas und legte sich anschliessend schlafen.

Zu den Hauptaufgaben der Männer gehörte die Feldarbeit und das Versorgen der Tiere. In der ersten Zeit unseres Aufenthaltes pflügten sie die abgeernteten Weizenfelder um und säten Reis. Wegen der anhaltenden Trockenheit gibt es auf den Feldern dann nur noch wenig zu tun. So verbrachten die Männer oft ihre Zeit mit Diskussionen und Kartenspiel im Teeladen, einige flochten Hüte aus Bambus oder gingen Fische fangen.

Zu der Grossfamilie, in der wir lebten, gehörten die Grosseltern mit ihren drei Söhnen, von denen zwei verheiratet waren. Der Älteste hatte drei Kinder im Alter von 10 Monaten bis sieben Jahren. Die Frau des Zweitältesten erwartete ihr erstes Kind. Der jüngste Sohn, Schulleiter der Mittelschule, war noch ledig. Seit einiger Zeit

wohnte dort auch noch die 15jährige Nichte der Grossmutter, da von ihrem Zuhause der Weg zur nächsten höheren Schule zu weit war. Dennoch musste sie täglich 1 1/2 Stunde zur Schule laufen. Früh holte sie mit den anderen Frauen Wasser, lernte noch et-



Tochter des ältesten Sohnes

was und ging nach dem Essen zur Schule. Man lebte zusammen auf sehr engem Raum, praktisch ohne jegliche Privatsphäre. Jedes Ehepaar hatte nur eine kleine Kammer, in der einige Reisstrohmatten zum Schlafen lagen und eine Kiste mit den wenigen persönlichen Utensilien stand.

Da die Familie der Brahmanenkaste angehörte, hatte die Grossmutter eine besondere Stellung inne (im Kranheitsfall oder nach dem Tod übernimmt die Frau des ältesten Sohnes diese Stellung). Sie allein kocht Dal und Bhat auf einer Feuerstelle, die in der Küche auf der höchsten der drei vorhandenen Ebenen liegt. Reis und Linsen, von einer der anderen Frauen gekocht, durfte sie nicht essen. Das Gemüse und auch den Nachmittagsimbiss kann jeder kochen, aber auf einer anderen Feuerstelle, die in der Küche auf dem niedrigsten Niveau liegt. Wir assen immer neben dieser Feuerstelle, während die Grossmutter von ihrem erhöhten Kochplatz aus das Essen austeilte. Der Grossvater ass auf ihrem Podest, während die Söhne auf mittlerem

Niveau assen. Diese Regeln sind religiösen Ursprungs und wurden in dieser Familie noch fest eingehalten. Die kleinen Kinder sassens zum Essen auf der Veranda. Auch die Angehörigen niedriger Kasten müssen ausserhalb des Hauses essen. Höchstens zwei, drei Leute essen zur gleichen Zeit in der Küche und das in einer für uns kaum nachahmbaren Geschwindigkeit. Es wird dabei kaum ein Wort gewechselt. Während der Menstruation dürfen die Frauen bei Essensvorbereitungen nicht mitarbeiten, da sie in dieser Zeit als unrein gelten. In diesen drei Tagen dürfen sie auch kein Wasser holen und müssen ausserhalb des Hauses essen. Die Frau in der Stadt hat in dieser Phase die Möglichkeit sich auszuruhen. Die Frau auf dem Land hingegen muss weiterhin auf dem Feld arbeiten und den Boden putzen.

Die beschriebenen Verhaltensweisen gelten nicht für ganz Nepal. Die meisten findet man nur in Familien der Brahmanenkaste, manche Sitten unterscheiden sich auch innerhalb der Kaste von Ort zu Ort.

In Garambesi gab es jetzt in der Trockenzeit als Gemüse meist nur Kartoffeln. In unserer Familie mussten diese ebenso wie der Reis gekauft werden, denn der auf den eigenen Feldern angebaute Reis war bereits aufgebraucht. Die Familie ist einfach zu gross geworden, um von den 2 ha Land ihren Bedarf an Grundnahrungsmitteln zu decken. Fleisch gibt es nur selten, vielleicht alle zwei Monate einmal. Doch kann mit dem Angebot an pflanzlichen Proteinen aus Reis, Kartoffeln und Linsen der Eiweissbedarf gedeckt werden. Ein grosses Problem in unserer Familie, wie auch bei anderen Dorfbewohnern, war die Versorgung mit grünen Gemüsen. Der Daraus entspringende Mangel an Vitamin A zeigte sich sehr deutlich im Auftreten von Sehschwächen und Nachtblindheit bei jungen Leuten und der Erblindung eines oder beider Augen bei älteren Leuten.



Pflügen und Säen

Die im Dorf noch vorhandene Gesellschaftsstruktur beruht auf Gegenseitigkeit. Wenn überhaupt, so ist es für den Einzelnen nur mit Sanktionen verbunden möglich, aus dem Gefüge auszubrechen. Es fällt nun nicht schwer, sich vorzustellen, wie eine Familie in eine Aussenseiterstellung gerät, wenn sie zum Christentum konvertiert, vom Einzelnen ganz zu schweigen. Ein kurzes Beispiel soll dies verdeutlichen. Während unseres Aufenthaltes baten die Leute nach einer langen Trockenzeit ihren Gott Shiva um Regen. Hierzu mussten 150.000 Blätter eines bestimmten Baumes gesammelt werden. Sie wurden gebündelt und anschliessend, verbunden mit einem Zeremoniell, in den Fluss geworfen. Da jeder Regen benötigte, wurde es auch von jeder Familie erwartet, dass sie mithilft. Für die einzige im Ort lebende christliche Familie war dies eine der Konfliktsituationen.

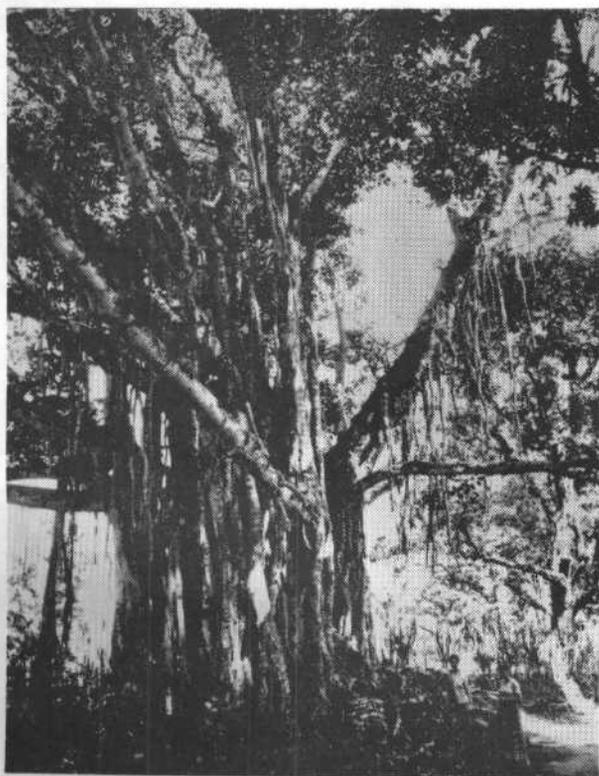
Rückblickend sind wir sehr froh über die Erfahrung, die wir in Garambesi machen konnten. Wir konnten erleben (und nicht nur von anderen Leuten hören), was es bedeutet, unter diesen Bedingungen leben, wohnen und arbeiten zu müssen. Es wird uns sicher eine wertvolle Hilfe beim Beginn unserer Arbeit sein.

Trifft man sich irgendwo unterwegs in Nepal, so begrüsst man sich häufig mit der Frage: Woher kommst Du, wohin gehst Du? Den ersten Teil der Frage haben wir Euch beantwortet, nun noch einige Zeilen zum zweiten Teil.

In der kommenden Woche ziehen wir in unsere Wohnung. Sie liegt in einem Dorf namens Lubhu am Rande des Kathmandu-Tales. In den ersten fünf bis sechs Monaten arbeiten wir im Community Health Project der UMN. Da die Gesundheit aufs engste verbunden ist mit den vorhandenen Nahrungsmitteln und den Ernährungsgewohnheiten, findet dieses Gebiet einen breiten Raum in einem solchen Projekt. Es arbeiten bereits einige erfahrene Leute in diesem Projekt, und wir hoffen, dass es ein gegenseitiger Austausch von Kenntnissen und Erfahrungen wird, vor allem auch bei der Zusammenarbeit mit Nepalis. Martin wird mit Farmern bei verschiedenen Problemen der Nahrungsmittellagerung und -verarbeitung arbeiten. Es geht vor allem um Getreidelagerung, denn ca. 30 % der Ernte gehen jährlich durch Schädlingsbefall verloren. Das eigentliche Projekt,

Ein anderes, grosses Problem im Ort war die Versorgung mit Trinkwasser. In der Trockenzeit geben die Quellen nur noch spärlich Wasser, so dass die Frauen zu weiter entfernten Quellen gehen mussten. Früh und abends waren sie mindestens 1 1/2 Stunden unterwegs. In der Regenzeit geben die Quellen zwar viel Wasser, da sie aber schlecht gefasst sind, ist es sehr schmutzig. Die Leute wissen sehr wohl, dass das verunreinigte Wasser Krankheiten hervorruft. Es fehlt aber an qualifizierten Arbeitskräften und vor allem an Geld von der Regierung, das Wassersystem zu verbessern.

Mit der Schulerziehung erhalten Jugendliche auch häufig eine kritische Einstellung gegenüber traditionellen Praktiken. Der jüngste Sohn unserer Familie war, wie bereits erwähnt, Rektor der Mittelschule. Trotz grösster Aversionen wird auch er sich der Tradition beugen müssen, dass seine Eltern ihm eine Frau suchen werden.



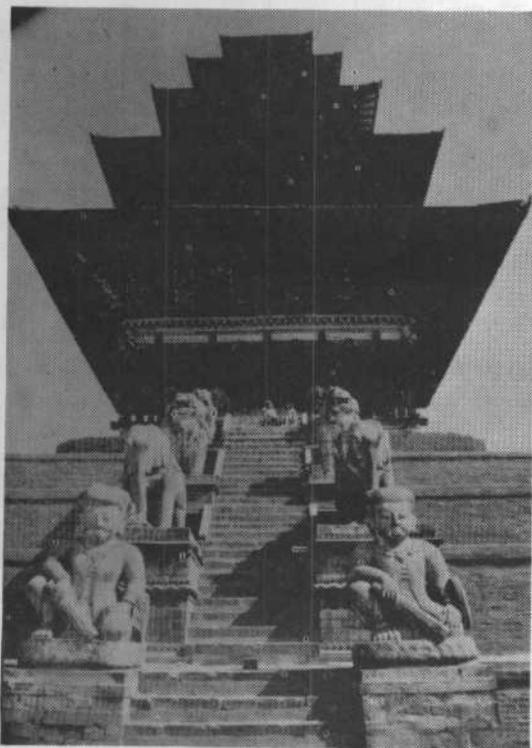
in dem wir Ende dieses Jahres mit der Arbeit beginnen, steht noch nicht fest. Zwei Projekte werden diskutiert. Sie sind beide neu und die Verhandlungen mit der Regierung sind bei dem einen noch nicht abgeschlossen. Die endgültige Entscheidung wird wohl in den nächsten Wochen fallen. Den Inhalt unserer Arbeit werden wir im nächsten Rundbrief näher beschreiben können.

Soweit für heute. Auf eine Antwort würden wir uns freuen,

mit herzlichen Grüßen

Angelika und Martin

Angelika und der älteste Sohn unter einem Pipal-Baum. Die Luftwurzeln wachsen zu neuen Stämmen heran und stützen die Äste



Hinduister Tempel



Buddhistischer Tempel (Stupa)



THE UNITED MISSION TO NEPAL

Executive Secretary: Mr. G. M. Ruff
Treasurer: Mr. F. Clarkson

Telephone: 12179 or 14580
Telegrams: UMNEPAL
Location: 1/29 Thapathali
Mailing address:
POST BOX 126,
KATHMANDU, NEPAL

To: Member Bodies of UMN.

Dear Friends,



May 29, 1979

Not knowing what information your news media have reported recently regarding events in Nepal, I am sending this letter to you to be mailed outside of the country in order to give you the factual information that we have.

First, all of the UMN personnel are well and safe, have not undergone much trial, and are at their posts of work as usual.

The student uprising, in colleges first and then in high schools across the country, which culminated in strikes throughout the land in making long lists of demands, moved on further and took a political tone when the demand was made for an elected, democratic form of government, that is, a Constitutional Monarchy.

I am not proposing to analyze any of this, or to comment on it. Suffice it to say that even though practically all of the demands made by students of the university were met in full, and a Royal Commission was appointed to look into various incidents that took place, the students still were not satisfied. There was some marching and mild rioting in Kathmandu and in some other towns of Nepal. This did not really get out of hand, and in Kathmandu itself amounted to some burning of a government newspaper office, breaking of windows at the Royal Nepal Airlines Corporation office, and burning some of the RNAC vehicles on the premises.

In some places outside the country the news media have reported police "lathi" (bamboo cane) charges against marchers and protesters, and some police firing. One cannot be certain as to details, but there have been some people killed and some wounded. This has been in the plains part of Nepal where there is a stronger political content. The Prime Minister and some officials have resigned.

Our personnel involved in education have been the most frustrated as far as UMN is concerned. The Girls' High School in Kathmandu was forced to close by outside students who came in severely threatening the girls and the teachers if the school was not closed. It began its summer holiday a month early. The ANM and CMA campuses in Tansen were disturbed when the CMA boys went on strike and forced the ANM School to close. The boys in the Pokhara boarding school went on strike, making demands, followed with a mild rampage and broke some staff residence windows. But when the administration closed the school they went to their homes quietly. In Gorkha District our seconded teachers at Lapsibot experienced a strike in the school with a nasty spirit. At Makaisingh the strike was only on for two hours. In some schools summer vacation has been moved up, and presumably classes will open normally in about a month.

Our seconded people teaching in the Institute of Medicine courses in the university in Kathmandu were without any students for a number of

weeks, but this has now changed.

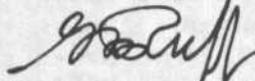
In Butwal the workers in UMN-related projects were forced by town people to go on strike, but after two days all reported back to work.

So far as I know, there has been no other incident to report in any of the places where other UMN personnel are at work. Our hospital work has been carried on as usual.

His Majesty, King Birendra has proclaimed that very shortly a Commission will be set up to plan for a referendum by all adults on the question of whether or not the present Panchayat (partyless) system should continue, or whether there should be a multi-party system of government. The latter, of course, implies elections. Apparently this has quieted people down, and on the surface everything seems normal. Students are going to classes in colleges and ^{some} high schools. There are still armed and helmeted police patrolling some parts of Kathmandu, but not in large numbers and they are not very prominent on the streets. Parades and demonstrations are not allowed. Advice from Embassy officials indicates that there seems to be no cause for alarm as of the date of this letter.

We here have been praying that God's hand may be upon all of this, and may bring good out of it. There are many demands which are justified on the part of students and the public, and we hope that the events which lie ahead will bring peace and justice through the government structures. We covet your prayers for the King and his advisors, and for UMN personnel, that they may be sensitive and wise in all that they do and say.

Cordially yours,



Gordon M. Ruff
Executive Director

GMR/BY

Protokoll

der Sitzung des Kuratoriums der Gossner Mission am 26./27 April 1979

in Berlin

Anwesend:

Kuratoren: Herr Bischof i.R. D.Kurt Scharf DD, Berlin (Vorsitz),
Frau P. Borns-Scharf, Eschborn,
Herr P. Dröge, Bielefeld,
Herr Dir. Fugmann, Neuendettelsau (für Prof.Dr.Wagner),
Herr P. i.R. Gohlke, Lübbecke,
Herr Prof.Dr. Grothaus, Flensburg,
Herr Propst Kern, Mainz,
Herr Lindau, Stuttgart (für Dipl.-Ing. Hertel),
Herr LSP i.R. Peters, Celle,
Herr OKR Dr. Runge, Berlin,
Herr Dr. Singh, Ranchi,
Herr Sup. Dr.Smid, Emden,
Herr P. Schmelter, Lemgo,
Herr P. Stickan, Hotteln-Sarstedt,
Herr Sup. Dr.v.Stieglitz, Dortmund,
Herr Vögeli, Genf, (zeitweise),

Mitarbeiter: Herr P. Dr.Dejung, Mainz,
Herr P. Kriebel, Berlin,
Herr P. Petri, Mainz

Gäste: Herr Dir. U.Hollm, Berlin/BMW,
Herr Sup. i.R. Dr.Julius Rieger, Berlin

Tagesordnung

- TOP 1 Berichte
 a) Gossner Mission DDR
 b) Zambia
 c) Gemeindedienst
 d) Dr.Runge und Vögeli über Besuchsreise in Nepal
 e) Indienbericht
 f) Arbeit in Mainz
- TOP 2 Kuratoriumswahl
- TOP 3 Finanzen
 a) Haushalt 1980
 b) Geldanlage
- TOP 4 Verschiedenes
 a) Haus der Mission in Berlin
 b) Sekretärin in Berlin

Herr Bischof Scharf eröffnete die Sitzung mit Lesung und Gebet.

TOP 1

Berichte

a) Gossner Mission in der DDR

Bruno Schottstädt scheidet nach 25 Jahren als Leiter der Gossner Mission in der DDR in diesem Jahr aus. Er wird zunächst ein Sabbat-Jahr in den USA durch Vermittlung der UIM-Abteilung des Oekumenischen Rates der Kirchen verbringen.

Das Team der Mitarbeiter der Gossner Mission in der DDR hat sich jetzt stärker an eine Kirchengemeinde in Berlin-Grünau gebunden. Dr. Schülzgen ist Pfarrer in Berlin-Grünau geworden. Die übrigen Mitarbeiter der Gossner Mission in der DDR werden ihm bei der Gemeindefarbeit helfen, so dass er seinerseits bei der Gossner Mission weiter mitarbeiten kann. Herr Röpke bleibt mit einem Büro in der Göhrener Strasse, ebenso bleibt dort der Keller erhalten. Das Ehepaar Richter verlässt das Haus Rehobot in Buckow, wo es bisher die künstlerisch-kreativen Freizeiten durchgeführt hat. Es wird ein neues Haus gesucht, wo diese Freizeiten in Zukunft durchgeführt werden können. Es sind zur Zeit Verhandlungen im Gange, Pfarrer Heiroth aus Halle-Neustadt als neuen Mitarbeiter für die Gossner Mission in der DDR zu gewinnen.

b) Zambia

Da Herr Mische zur Zeit noch in Zambia ist, berichtet Herr Kriebel über die dortige Lage. Trotz des Auftauchens von rhodesischen Truppen etwa 7 Kilometer vom Lager des Gossner Service Teams entfernt ist die Stimmung unter den Mitarbeitern gut. Ein gravierender Einschnitt in die Arbeitsplanung war die Trennung von Herrn Matzdorf nach intensiven Gesprächen in Mainz. Es hat sich herausgestellt, dass er zwar ein ausgezeichneter Experte ist, aber Probleme mit seiner Einstellung als weisser Fachmann in einem Arbeitsgebiet mit einer schwarzen Bevölkerung im Gwembetal hat. Es wäre ihm wohl sehr schwer gefallen, sich auf die dortigen Lebensweisen und den Lebensstandard einzustellen. Diese Entscheidung der Gossner Mission hat im Team in Zambia zunächst zur Verunsicherung geführt, da das Team in dieser Entscheidung auch eine Forderung an sich selbst sah. Die Ziele sind aber von Herrn Mische jetzt bei seinem Besuch mit den Team-Mitgliedern geklärt worden.

Nach einer längeren Diskussion akzeptiert das Kuratorium diese Entscheidung der Berliner Mitarbeiter. Es wird aber die Aufgabe genannt, Kriterien zu entwickeln, an denen besser beurteilt werden kann, ob ein Kandidat in das Team der jeweiligen Arbeit passt oder nicht. Es wird gefragt, ob man evtl. durch eine längere Begleitung eines Kandidaten für einen Arbeitszweig durch einzelne Kuratoren zu einer sachgemässeren Entscheidung kommen kann. Als Kriterien für eine Entscheidung werden genannt der Zeitraum der Verpflichtung (mindestens 3 Jahre), die Erlernung der einheimischen Sprache und die Bereitschaft und Fähigkeit, sich auf das Leben der Menschen dort einzustellen.

Ein weiteres für die Arbeit in Zambia einschneidendes Ereignis war die Kürzung der staatlichen Zuschüsse für die Arbeit durch die zambische Regierung um die Hälfte. Diese Kürzung kann von dem Team im Gwembetal nicht durch Einsparungen aufgefangen werden. Sie sollte allerdings dazu führen, dass positiver Druck auf die Arbeit ausgeübt wird, mehr auf die Initiative der Leute und die örtlichen Ressourcen zurückzugreifen. Zum anderen muss aber innerhalb von Deutschland danach gesucht werden, zusätzliche Mittel für die Arbeit in Zambia aufzubringen.

c) Gemeindedienst

Herr Kriebel weist hin auf das Programm für die Übersee-Besucher im Mai/Juni. Kuratoren, die noch Interesse daran haben, einige der oekumenischen Besucher in ihre Gemeinde zu holen, sollten das sagen. Es sind im Mai und Juni zwei Inder, zwei Zambianer und zwei Nepalesen Gäste der Gossner Mission.

d) Bericht der Herren Dr. Runge und Vögeli über ihre Besuchsreise in Nepal.

Im März/April waren Frau Friederici, Herr Vögeli, Herr Dr. Runge und das Ehepaar Singh einige Wochen in Nepal. Sie haben teilgenommen an der Jubiläumsveranstaltung der United Mission to Nepal und an einer Konferenz der Mitarbeiter und der Leiter dieser Arbeit dort. Herr Dr. Runge sprach davon, dass es nicht möglich ist, alle gemachten Erfahrungen in Worten zu vermitteln. Ihn habe am meisten beeindruckt die Erfahrung einer anderen Kultur, eines völlig anderen Lebens. In der United Mission to Nepal arbeiten zur Zeit 250 Mitarbeiter von 34 Organisationen aus 15 Ländern. Die Grundeinstellung der meisten Mitarbeiter ist evangelikal. Zum grossen Teil kommen sie aus Missionsgesellschaften, die sich von den grossen Missionsgesellschaften getrennt haben und auch abseits des Oekumenischen Rates der Kirchen stehen. Es ist dabei überraschend, wie weit diese sehr unterschiedlichen Gruppen zu einer Zusammenarbeit bereit sind und der unterschiedliche Hintergrund die Arbeit am Ort nicht belastet.

Vor der Teilnahme an den Jubiläumsveranstaltungen hat die Reisegruppe eine Reihe von Projekten in Kathmandu und an anderen Orten besucht. In Kathmandu besuchten sie ein Hospital, in dem Krankenschwestern ausgebildet werden und eine Schule, ein Mädchen-Internat, das inzwischen vom Staat geleitet wird, dessen Direktorin aber bis zu ihrer Erkrankung eine Christin war. Im Hospital war zu beobachten, dass ein gewisses Missverhältnis besteht zwischen dem vorhandenen ausgebildeten nepalesischen Personal und ihrem Einsatz in leitenden Stellungen.

In Amp Pipal besuchte die Gruppe Else Furthmüller und ihre Schule und das kleine Hospital dort. Frau Furthmüller unterrichtet dort in einer High School Biologie, Erdkunde, Physik, Chemie und Sport.

In Pokhara besuchte die Gruppe ein Muster-Projekt der UMN, eine Internatsschule für Jungen. Der Direktor dieser Schule ist noch ein Mitarbeiter von UMN. Diese Schule gilt als Musterschule des Landes. Ihre Schüler werden aus dem ganzen Land ausgewählt, zum Teil durch das Schulpersonal selbst, das bis auf die Dörfer geht und Kinder dort aussucht. Das führt zu grossen Schwierigkeiten, weil manche dieser Kinder zunächst einmal in eigenen kleinen Hütten ausserhalb der Schulgebäude untergebracht werden müssen, um sich an diese völlig andere Zivilisation zu gewöhnen. Sie können während des Schuljahres ihre Eltern nur ein- bis zweimal besuchen. Neben den üblichen Fächern erhalten sie eine Ausbildung auf dem Gebiet der Landwirtschaft.

In Tansen besuchte die Gruppe ein Hospital, wo unter acht Ärzten ein nepalesischer Arzt (der einzige, den es gibt), angestellt ist. Auch hier gibt es eine Krankenschwesternausbildung und eine Ausbildung für Gesundheitserzieher und dörfliche Gemeindeschwestern. In der Ausbildung ist auch Frau Melody Koch, eine Mitarbeiterin der Gossner Mission beschäftigt, die auch selbst in die Dörfer geht und dort mitarbeitet. Sie scheint ein grosses Talent zu haben, Schautafeln zu gestalten, mit denen sie ihren Schülern ihren Unterrichtsstoff nahebringen kann. Sie wohnt auch im Ort selbst und nicht im Compound des Hospitals. Zuletzt besuchte die Gruppe noch die verschiedenen Industrieprojekte in Butwal. Von hier aus werden vor allen Dingen Elektrizitätswerke geplant.

Herr Vögeli und Herr Dr. Singh setzten den Bericht fort mit einigen Schwerpunkten der ersten Generalkonferenz der UMN seit 25 Jahren. Das Thema dieser Konferenz war die Kirche und die Entwicklungsproblematik. Dazu sprachen als Referenten Dr. Kosuke Koyama, Mitglied der Kirchenleitung der Vereinigten Christlichen Kirche Japans, und Bischof Newbigin von der Union der Südindischen Kirche.

Im Blick auf die Sitzung der leitenden Mitarbeiter der einzelnen Organisationen (Board of Directors) bemängelte Herr Vögeli, dass die meisten Vertreter direkt von ihren Heimatländern zu dieser Sitzung kamen und keine Zeit hatten, die einzelnen Projekte zu besichtigen. Daher waren sie nicht über die genaue Lage dort informiert und konnten nicht die Probleme der Mitarbeiter in den Projekten.

Bei den Mitarbeitern stellte er eine Diskrepanz fest zwischen ihrem Ruf, den sie gespürt haben, Mission zu treiben, und ihrer jetzigen zum Teil rein entwicklungspolitischen Arbeit. Viele sehen in dieser Entwicklungshilfe nur das Vehikel, um in Wirklichkeit missionarisch arbeiten zu können. Das ist ihnen aber auf Grund der gesetzlichen Lage in Nepal kaum möglich. Erschreckend war für Herrn Vögeli der Informationsstand vieler der Mitarbeiter der UMN in Bezug auf die entwicklungspolitische Diskussion. Auf der Sitzung des Board of Directors wurde deutlich, dass die Mitarbeiter diese Diskussion auch ablehnen. Sie wollen nicht in diese entwicklungspolitische Auseinandersetzung hineingezogen werden.

Ein weiterer kritischer Punkt war die Beobachtung, dass z.B. in der medizinischen Arbeit vorwiegend im westlichen Sinne gearbeitet wird. Es gibt so gut wie keine Versuche herauszufinden, inwieweit die medizinischen Kenntnisse, die im Lande unter der Bevölkerung bestehen, genutzt werden können und in die Arbeit mit einfließen sollten.

Weitere Probleme:

- Da man nicht sicher ist, wie die Projekte staatlicherseits weitergeführt werden, wenn kein Christ an der Spitze steht, kommt es in einigen Fällen dazu, dass qualifizierte Nepalesen, die diese Position einnehmen könnten, sie nicht bekommen, wenn sie nicht Christen sind.
- Grosse Gehaltsspannen unter den weissen Mitarbeitern und grosse Unterschiede in den Gehältern zwischen gleichqualifizierten Weissen und Nepalesen.

Bei der Sitzung des Board of Directors wurde nach Kriterien gefragt, nach denen einzelne Projekte ausgewählt werden. Es müsste deutlich sein, warum es zu bestimmten Projekten kommt, wem sie nützen. Bei einzelnen Projekten scheint der Nutzen für das Land, die Mehrheit der Bevölkerung, sehr fraglich zu sein. Aber diesen Fragen scheinen die Trägerorganisationen nicht nachzugehen.

Die Beziehung zwischen den Mitarbeitern und den Organisationen der United Mission to Nepal und den nepalesischen Christen ist sehr unterschiedlich, zum Teil gespannt. Manche nepalesischen Christen kritisieren, dass die Mitarbeiter der UMN die von der Regierung verlangte missionarische Zurückhaltung zu sehr befolgen. Zum Teil erwarten die Christen eine bevorzugte Behandlung bei den Projekten der UMN.

Erstaunlich war das unter den nepalesischen Christen starke Selbstbewusstsein. Wo sie selbst missionarisch tätig werden, entstehen oft blühende Gemeinden. Es gibt zur Zeit schätzungsweise 3.000 Christen in Nepal. Im Gegensatz zu den durch Nepalesen gegründeten Gemeinden sind die Gemeinden der weissen Missionare oft noch sehr von diesen abhängig.

Bisher gibt es noch keine konfessionellen Unterschiede unter den nepalesischen Christen. Deshalb taucht die Frage auf, wenn nun in Zukunft Nepalesen in Asien oder Europa theologisch ausgebildet werden, wie dabei verhindert werden kann, dass unsere Konfessions-Diskussionen über die theologische Ausbildung nach Nepal transferiert werden.

Zum Schluss berichtet Herr Vögeli von zwei Beschlüssen der Sitzung des Board of Directors:

1. Es soll versucht werden, dass 25 % der Mitarbeiter in den verschiedenen Projekten aus Asien kommen. Das Kuratorium akzeptiert diesen Beschluss. Es bekräftigt noch einmal seine Bereitschaft, solche Mitarbeiter aus asiatischen Mitgliedskirchen, die dort in Nepal arbeiten, zu bezahlen, sofern sie von einer Mitgliedsorganisation der UMN entsandt werden. In erster Linie denkt die Gossner Mission dabei an die Gossnerkirche. Dabei wurde die Frage besprochen, weshalb es in der Gossnerkirche in Indien bisher nicht möglich gewesen ist, einen solchen Mitarbeiter, der von der Gossner Mission bezahlt würde, nach Nepal zu entsenden. Nach Angaben von Herrn Dr. Singh scheiterte das bisher einmal an der Unmöglichkeit der Garantie der Wiedereinstellung nach der Rückkehr aus Nepal an der alten Stelle, zum anderen an persönlichen Problemen der Betroffenen.
2. Die einzelnen Organisationen werden gebeten, möglichst über einen längeren Zeitraum die gleichen Vertreter zu den Sitzungen des Board of Directors zu senden. Dadurch soll eine Kontinuität der Arbeit und der Diskussion erreicht werden. Das Kuratorium stimmt diesem Wunsch zu, zumal die Gossner Mission schon bisher in dieser Weise vorgegangen ist.

Zum Schluss wurde noch die Lage der Verhafteten und angeklagten Christen besprochen. Es wurde bekannt, dass sie darauf hoffen, dass ihr Fall in der Welt bekanntgemacht wird und von daher von der Weltöffentlichkeit aus Druck auf die nepalesische Regierung ausgeübt wird, die ihnen vielleicht hilft, eine nur kurze Gefängnisstrafe zu bekommen.

e) Indienbericht

Herr Dr. Singh berichtet über die Lage in der indischen Kirche.

Die Lage der Gossnerkirche ist seit dem letzten Jahr gleich geblieben. Jede Gruppe versucht auf ihre Weise, ihre Position zu konsolidieren. Dabei bemüht sich die Nord-West-Gruppe um finanzielle Unterstützung von aussen. Sie hat dabei gute Kontakte zum Lutherischen Weltbund und zu dem Zusammenschluss Lutherischer Kirchen in Indien entwickelt. Es wurde bekannt, dass die Zusammenkunft in Ranchi, bei der unter Beteiligung von Dr. Rajaratnam vom Lutherischen Weltbund die Teilung vollzogen werden sollte, nicht zustande gekommen ist, da die Gossnerkirche ohne einen Vertreter der Gossner Mission nicht teilgenommen hat.

Es wurde deutlich, dass es die offensichtliche Politik der einen Gruppe ist, die andere Gruppe dazu zu bringen, eine neue Kirche zu gründen. Das würde für sie bedeuten, dass die Gossnerkirche, als die alte, bestehende Kirche, im Besitz aller Ländereien und Projekte bleibt. Da die andere Gruppe das nicht will, versucht sie, auf eine friedliche Trennung hin zu arbeiten, ohne Bereitschaft beider Gruppen ist aber eine solche friedliche Trennung nicht möglich.

Die Arbeit eines Missionsehepaares der Lutherischen Kirche in Amerika hat sich als sehr problematisch erwiesen. Nach Auskunft von Herrn Neudoerffer sollte dieses Ehepaar vor allen Dingen im College in Ranchi und in beiden Teilen der Kirche arbeiten. Faktisch arbeitet es jetzt ausschliesslich im Bereich der Nord-West-Kirche.

Das Angebot der Gossner Mission an beide Teile der Gossnerkirche Projekte zu benennen, die die Gossner Mission finanziell unterstützen könnte, ist bisher nicht beantwortet worden.

Bei der Besprechung im Kuratorium wurde deutlich, dass es geradezu tragisch ist, dass die Christen der Gossnerkirche es durch ihre innerkirchlichen Streitigkeiten unmöglich machen, auf die Herausforderung durch die Industrialisierung in ihrem Gebiet und das Einströmen von Moslems und Hindus aus anderen Teilen Indiens in ihren Bereich einzugehen. Bei dem Bericht von Herrn Dr. Singh wurde deutlich, dass inzwischen auch die Gemeinden der Gossnerkirche von den Streitigkeiten betroffen sind. Trotz gegenteiliger Absprachen bei dem Besuch von Herrn Kriebel und Herrn Peters im vergangenen Herbst hat die Gossnerkirche das von der Gossner Mission an sie überwiesene Geld für die Missionare im Bereich der Nord-West-Kirche zurückgehalten. Es ist deutlich, dass sie dieses Geld als Druckmittel gegen die Nord-West-Kirche benutzt. Da dieses Geld zweckbestimmt ist, beschliesst das Kuratorium, dass Herr Kriebel in einem Brief die Gossnerkirche auffordert, innerhalb von zwei Monaten dieses Geld rückwirkend vom November an die Missionare auszuzahlen. Sollte sie dies nicht tun, wird der Betrag direkt an die Nord-West-Kirche überwiesen und die schon überwiesenen Gelder vom November werden der Gossnerkirche abgezogen.

Weiter wurde abgesprochen, dass Herr Kriebel zunächst wieder versucht, Verbindung mit den zuständigen Leuten vom Lutherischen Weltbund aufzunehmen. Es soll dabei geklärt werden, ob es evtl. gut ist, auf eine Konsultation zuzusteuern, bei der alle von aussen her beteiligten Organisationen ihr Verhalten vorher miteinander absprechen. Bei dieser Konsultation müssten dann auch Vertreter beider Teile der indischen Gossnerkirche beteiligt werden.

f) Die Arbeit in Mainz

Frau Borns-Scharf berichtet von der ersten Zusammenkunft des Mainz-Ausschusses am 9. März d.J. mit den Mitarbeitern in Mainz. Von dieser Zusammenkunft liegt dem Kuratorium ein Protokoll vor. Herr Dejung weist darauf hin, dass die Vorlage zu der Arbeit in Mainz, die mit den Unterlagen zur Kuratoriumssitzung verschickt wurde, unter einem gewissen Druck entstanden ist. Die EKD-Kanzlei hat um eine schriftliche Unterlage als Grundlage für ein Gespräch gebeten, in dem es um die Bezuschussung der Mainzer Arbeit durch die EKD geht. Deshalb wurden in diesem Papier alle die Ziele aufgenommen, die bisher von der EKD einmal für die Mainzer Arbeit benannt worden sind und die zum anderen bei der Konferenz der beiden Kirchen in Bonn für die zukünftige Arbeit in Deutschland benannt wurden.

In einem Gespräch mit der EKD sollte daraufhingearbeitet werden, dass für 1980 wieder ein Zuschuss von DM 50.000,-- gewährt wird. Falls das nicht gelingt, so sollte aber auf jeden Fall sichergestellt werden, dass in dem Haushaltsplan die Haushaltsstelle für das Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft erhalten bleibt. In dem Begleitbrief hat Herr Bischof Scharf darauf hingewiesen, dass die Arbeit in Mainz in verschiedene Landeskirchen hineinwirkt und das Mainzer Team von verschiedenen Zentren der Industrie- und Sozialarbeit der unterschiedlichen Landeskirchen in Anspruch genommen wird. Im Gespräch sollte

ebenfalls auf die oekumenische Erfahrung der Mainzer Arbeit hingewiesen werden.

Es wurde dann über das geplante Gespräch mit den drei Kostheimer Familien gesprochen. Als eines der Ergebnisse der Studientagung im Januar war dieses Gespräch von den dort anwesenden Kuratoriumsmitgliedern vorgeschlagen worden. Als Termin ist jetzt der 19. Mai vorgesehen. An diesem Tag soll im Gossner-Haus in Mainz ab 10.00 Uhr (inzwischen geändert auf 9.00 Uhr) dieses Gespräch mit den drei Familien stattfinden. Als Ziel für dieses Gespräch werden von den Kuratoriumsmitgliedern benannt:

Keine nachträglich Klärung einer Schuldfrage, sondern Fragen der zukünftigen Zusammenarbeit. Das neue Kuratorium hat dann zu entscheiden, ob evtl. die Arbeit der Kostheimer als ein Projekt der Gossner Mission anerkannt werden soll. Das jetzige Kuratorium möchte diese Option offenhalten. Später soll dann ein Gespräch mit Frau Springe und Herrn Symanowski stattfinden.

Als Teilnehmer für das Gespräch am 19. Mai benennt das Kuratorium Herrn Bischof Scharf, Herrn Peters, Herrn Kern, Herrn Gohlke. Herr v. Stieglitz und Herr Wagner sollen dringend gebeten werden, ebenfalls an diesem Gespräch teilzunehmen. Ausserdem werden auf Wunsch der drei Kostheimer Herr Krapf und Herr Riess zu diesem Gespräch eingeladen.

TOP 2

Kuratoriumswahl

Auf Grund der Vorbereitungen des Verwaltungsausschusses wird eine Kandidatenliste vorgelegt, die aber noch um einige Namen ergänzt wird. Da die Berliner Kirche Herrn Gottfried Rieger und Herrn Johannes Hummel als ihren Vertreter bzw. Stellvertreter vorschlägt, wird Herr Dr. Runge sich zur Wahl stellen. Die Hessen-Nassauische Kirche hat als ihren Vertreter Herrn Dr. Beckmann benannt und als seinen Stellvertreter Herrn Karl Scheld. Die Westfälische Kirche, wie bisher, Herrn Dr. von Stieglitz, als seinen Stellvertreter Herrn Donner. Die Lippische Kirche wird sehr wahrscheinlich Herrn Schmelter und Herrn Wesner wieder benennen, bei der Hannoverschen Kirche steht die Benennung noch aus. Zusätzlich zu den vorgeschlagenen Kandidaten muss auf die Liste noch Herr Pastor Dr. Jochen Wietzke aus Hamburg. Er ist Jahrgang 1942, Pastor in der Nordelbischen Kirche und war drei Jahre in der indischen Kirche tätig. Zu wählen sind im Herbst d. J. 12 Kuratoren und 12 Stellvertreter. Bisher sind dafür 35 Vorschläge eingegangen. Herr Dröge schlägt als Kriterien für die Auswahl der Kandidaten vor:

- Die Kandidaten sollten in einer gemeindenahen Arbeit stehen, um der Gossner Mission zu einer stärkeren Verbindung zu ihrem Hinterland zu helfen.
- Im Kuratorium sollte eine gute Mischung von konservativen und progressiven Vertretern bestehen, damit wir nicht unter uns bleiben, sondern uns gegenseitig befragen und ergänzen.
- Es sind Experten nötig für bestimmte Fachgebiete.
- Wichtig ist die Prüfung des Verhältnisses des Kandidaten zur Gossner Mission und ihren verschiedenen Arbeitsgebieten, damit es zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit kommen kann.
- Im Kuratorium sollten nicht nur Theologen, sondern auch Nicht-Theologen vertreten sein.

Bei der weiteren Besprechung wurde der Wunsch geäußert, dass von der Berliner Zentrale noch einmal die Lebensläufe aller Kandidaten verschickt werden, damit sich jeder über jeden Kandidaten ein Bild machen kann. Nach

längerer Debatte wurde dann mit 9 gegen 5 Stimmen entschieden, dass ein Nominierungsausschuss, bestehend aus den Herren Scharf, Peters, Kratz (oder Kern), v. Stieglitz und Kriebel, sich am 19.6. nachmittags um 15.00 Uhr in Berlin treffen soll, um eine Vorschlagsliste für die Kuratoriumswahl zu erarbeiten.

TO§ 3

Finanzen

a) Haushalt 1980

In nächster Zeit sind erhöhte Zuschüsse von den Landeskirchen nicht zu erwarten. Es sollte deshalb versucht werden, ein höheres Spendenaufkommen zu erreichen. Dafür wird gebeten, den einzelnen Kuratoren eine Aufstellung zu geben, welche Gemeinden in ihrem Bereich welche Spenden aufbringen, um dann evtl. auf einzelne Gemeinden gezielter einwirken zu können. Ebenso soll versucht werden, in "Wort in der Welt" intensiver über die Gossner-Arbeit zu informieren. Ausserdem gibt es vielleicht noch mehr Möglichkeiten, Pfarrer und Gemeinden über eine genauere Verwendung des Geldes zu informieren, um ihnen zu zeigen, an welcher Stelle sie sich intensiver engagieren könnten.

Sowohl der Berlin-Etat als auch der Mainzer Etat werden anschliessend vom Kuratorium, wie vorgelegt, genehmigt. Herr Bischof Scharf verbindet damit den Dank an die Mitarbeiter für die gute Vorarbeit bei der Ausarbeitung dieser Vorlagen.

b) Geldanlage

Der Verwaltungsausschuss schlägt vor, dass das Geld aus dem Hausverkauf in Berlin gestreut in länger- und kurzfristig festgelegten Geldern angelegt werden soll. Da der Kauf rechtlich noch nicht verbindlich ist, muss das Geld aber noch liegenbleiben. Der Verwaltungsausschuss bekommt den Auftrag, mit sachkundigen Kuratoren, sobald es nötig ist, die Anlage der Gelder zu entscheiden.

Der Vorschlag von Herrn Dejung, dass die Gossner Mission der "Oekumenischen Entwicklungsgenossenschaft" beiträgt und zunächst einen Erstbeitrag von DM 15.000,-- bis 20.000,-- einzahlt, wird vom Kuratorium angenommen. Es wird beschlossen, dass bei einer der nächsten Sitzungen ein Vertreter dieser Genossenschaftsbank eingeladen werden soll, der dem Kuratorium genauere Informationen über die geplante Arbeit und die Möglichkeiten des Engagements der Gossner Mission gibt. Nach diesen Informationen will das Kuratorium dann die genaue Höhe der Einlage entscheiden, sowie die weitere Zusammenarbeit mit der Entwicklungsbank.

TOP 4

Verschiedenes

a) Haus der Mission in Berlin

Herr Kriebel gibt einen Bericht über die Entwicklung im Haus der Mission, die geplanten Umbauten und die Entwicklung der Buchhandlung. Herr Kriebel wird Unterlagen über die Geschichte des Hauses der Mission sammeln und darüber bei der letzten Sitzung dieses Kuratoriums im September d.J. berichten.

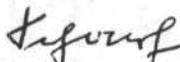
b) Sekretärin in Berlin

Da Frau Schulz in diesem Jahre 60 Jahre alt geworden ist und zum 31.7.1979 in den Ruhestand tritt, sucht die Berliner Zentrale zum 1. Juli 1979 eine neue Mitarbeiterin.

Die nächste Kuratoriumssitzung wird am 14. und 15. September 1979 in Emden stattfinden. Es ist der Freitag und Samstag gewählt worden, da die Kuratoren gebeten werden, am Sonntag wieder in Kirchen in der Umgebung von Emden Gottesdienste zu übernehmen.

Berlin, den 9. Mai 1979

p.s. Dieses Protokoll gilt als genehmigt, wenn nicht innerhalb eines Monats nach Versand schriftlich Einsprüche bei der Geschäftsstelle in Berlin eingehen.



D. Kurt Scharf DD
Vorsitzender



Dr. Uwe Runge
Schriftführer

Missionsabteilung (BEL) der Ev.-Luth.Gossnerkirche
Direktor Dr.Paul Singh
Ranchi

J A H R E S B E R I C H T 1 9 7 8

Im Jahre 1978 wurde unsere Kirche mit vielen Schwierigkeiten und Problemen konfrontiert. Organisation, Finanzen und geistliches Leben wurden besonders von der inneren Krise in Mitleidenschaft gezogen. So blieb auch die Arbeit der Missionsabteilung nicht unberührt. Dennoch danken wir Gott und allen unseren Freunden, daß wir in diesem Bericht folgendes feststellen können:

I. Reisen und Besuche

Nach langer Pause konnte ich alle Missionsgebiete in allen Kirchenkreisen bereisen: Assam, Bihar, Bengalen, Orissa und Madyah Pradesh. Wenn auch nicht alle Gemeinden besucht werden konnten, wurde doch allen Mitarbeitern und Vertretern der Gemeinden die Möglichkeit gegeben, sich an bestimmten Orten zu treffen, um christliche Bruderschaft zu haben, Informationen zu erhalten und auszutauschen und sich geistlich ermutigen und leiten zu lassen.

Während dieser Reisen haben wir Grundsteine gelegt, neue Gebäude eingeweiht, Gebets- und Sakramentsgottesdienste abgehalten und über 300 Erwachsene getauft, in einer Gemeinde 85 an einem einzigen Tag. Ich nahm auch an Seminaren, Sitzungen, Bibelklassen teil und begleitete Gäste. Zur Kuratoriumssitzung der Gossner Mission war ich in Deutschland, auch hier besuchte ich verschiedene Gemeinden, Institutionen, Gruppen und Kirchenführer.

II. Weiterbildungskurs

Dieses Jahr wurde zum ersten Mal ein Weiterbildungskurs mit Bibelklasse für die Mitarbeiter in Karbi Anglong und neu gewonnene Christen in Assam abgehalten, und zwar in der zweiten Oktoberhälfte. Die führenden Pfarrer des Assam-Anchals (Kirchenprovinz) leiteten die einzelnen Klassen.

Für die Mitarbeiter des Süd-Ost-Anchals, des Orissa- und des Madyah-Pradesh-Anchals fand der Weiterbildungskurs in der ersten Dezemberwoche in Mancharpu statt mit ca. 110 Teilnehmern. Einige kamen auch von den etablierten Gemeinden. In Ambikapur sollte vom 14.-18.Dezember ebenfalls ein Aufbaukurs für die Mitarbeiter von Surguja und Udaipur abgehalten werden, aber wegen der gegenwärtigen Krise in der Kirche konnte er nicht stattfinden. Zusätzlich zu den üblichen Berichten, Diskussionen und dem Erfahrungsaustausch fanden eine Bibelarbeit über den Galaterbrief und Vorlesungen über die Reformation statt.



Dr.Singh im Gespräch

III. Veröffentlichungen, Druckerzeugnisse usw.

In diesem Jahr konnten keine neuen Veröffentlichungen gedruckt werden, Manuskripte für eine neue Ausgabe von Bhajanawali (Gesangbuch) sind der Druckerei übergeben worden. Wir benutzten und verteilten in diesem Jahr ein paar neue Reihen der Bibelgesellschaft, besonders die New Readers Series. Sie sollte von den Mitarbeitern sowohl zum Predigen als auch für Abendkurse verwendet werden.

Mit der Bibelgesellschaft von Indien haben wir gemeinsame Verteilungsprogramme von Bibeln, Bibelteilen, Traktaten und Filmen im Rahmen von Evangelisationskampagnen durchgeführt.

IV. Finanzen

Wir sind dankbar für die regelmäßigen Zahlungen. Es gibt aus organisatorischen und praktischen Gründen gelegentlich Unregelmäßigkeiten und Schwierigkeiten. Besonders die Mitarbeiter in Udaipur und Surguja konnten wegen der augenblicklichen internen Krise der Kirche nicht bezahlt werden. Ich hoffe, diese Angelegenheit so bald wie möglich klären zu können.

Berichte aus den einzelnen Missionsgebieten

1. Bamra-Sundargarh-Gebiet

In diesem Gebiet haben zwei Pastoren und 18 Katechisten gearbeitet. Sie predigten meist einzeln, gelegentlich auch gemeinschaftlich. In diesem Jahr gab es keine besonderen Schwierigkeiten. Die Mitarbeiter trafen sich monatlich, berichteten über ihre Arbeit, erhielten Rat und Ermutigung, weiterhin das Wort Gottes zu predigen, Sonntags- und Abendschulen abzuhalten und ihre Gebiete zu besuchen.

31 Erwachsene wurden getauft. Insgesamt sind es jetzt 1092 getaufte und 499 konfirmierte Gemeindeglieder. An ein paar Orten werden Taufanwärter unterrichtet, aus ein paar anderen Orten wurde darum gebeten. Das Gebiet braucht zusätzlich ungefähr 6 Katechisten und 2 Pastoren. An manchen Orten haben die Mitarbeiter Schwierigkeiten, Unterkünfte und Gottesdienstgebäude zu finden, so daß dringend an zwei Orten solche Gebäude errichtet werden müssen.

Ich besuchte das Missionsgebiet mit dem Superintendenten zusammen zweimal, einmal davon mit den Gästen aus Deutschland, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Kuratoriums der Gossner Mission und dem Missionsdirektor. Diese Besuche haben sowohl die Christen wie auch die Mitarbeiter ermutigt.

Insgesamt betrug das Aufkommen aus dem Gebiet Rs. 7.102,72, für die Ausgaben dagegen Rs. 43.608,46. Für Bauarbeiten sind Rs. 11.500,00 ausgegeben worden, einige Beträge bleiben noch offen.

2. Süd-Ost-Gebiet

Mit 8 Pastoren, 34 hauptamtlichen und 14 nebenamtlichen Mitarbeitern sowie einem Lehrer dehnt sich das Missionsgebiet in Singhbum (einschließlich Anandpur) in Bihar, Midnapore in Bengalen, sowie Mayurbhanj und Keonjhar in Orissa aus. Sie arbeiten unter den Mundas, Hos, Santhals, Kodas, Gaurs und Bengalen. Die meisten Bekehrungen finden unter den Santhals, Hos und Mundas statt. Gezählt wurden 2.493 getaufte und 857 konfirmierte Gemeindeglieder, in diesem Jahr wurden 230 Erwachsene getauft.

Die Missionierungsarbeit geschah in Form von Gebetsgottesdiensten, persönlichen und Gemeinschaftskontakten, Theateraufführungen, Abendschulen und Gebetsheilungen. Die Arbeit war erfolgreich besonders in Singhbum. In Midnapore, Mayurbhanj und Keonjhar machten die ortsansässigen Reichen gelegentlich Schwierigkeiten.

Die Mitarbeiter trafen sich monatlich in den einzelnen Gemeinden, um die Arbeit und Pläne für die Zukunft zu besprechen. An drei Orten wurden Bibelklassen durchgeführt für biblische und sonstige nützliche Unterweisungen. Diese Treffen erwiesen sich als sehr nützlich sowohl für die Mitarbeiter als auch für die Neubekehrten.

An einigen Orten ist Land gekauft worden, um darauf Kapellen und Wohngebäude zu errichten. An einigen Orten ist es sehr schwierig, das Land ins Grundbuch eintragen zu lassen. An 7 Orten sind die Bauvorhaben abgeschlossen, an zwei noch nicht. In Chapua haben die Pastoren des Gebietes Land für Rs. 13.200,00 verkauft. Das Geld wurde für den Bau eines kleinen Gästehauses (Chaibasa), eines Schülerwohnheimes (Jagnathpur) und Kapellen in Hessapi usw. ausgewiesen.

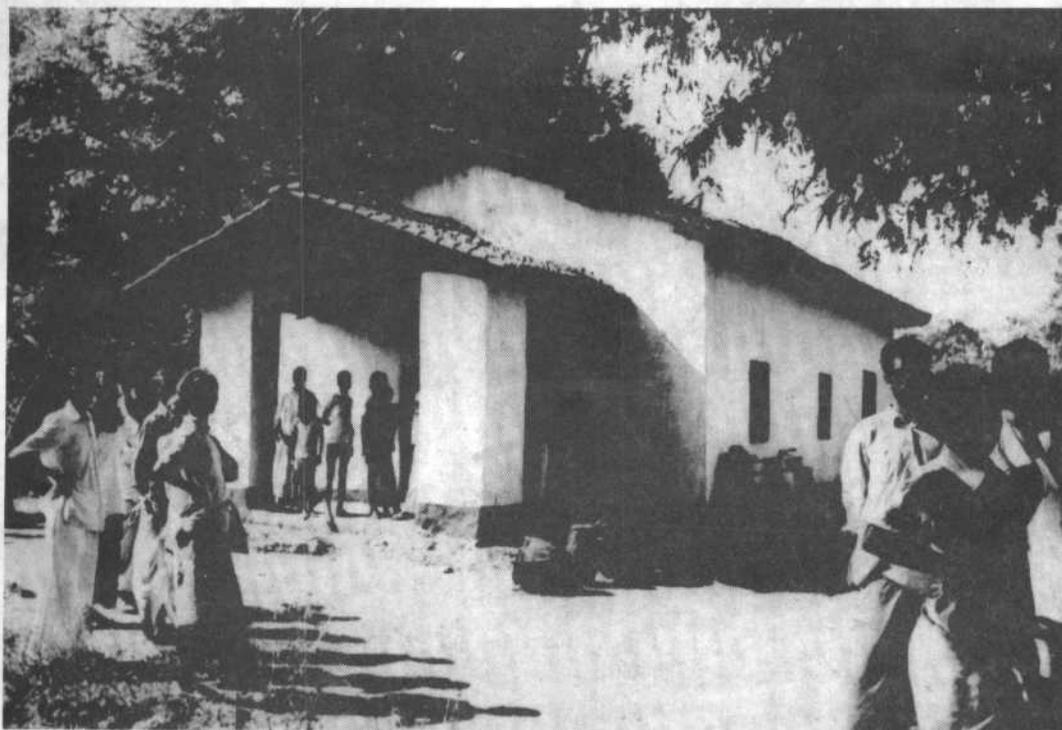
Die Missionsarbeit wird aus mehreren Quellen finanziert:

- 1) dem Revolving Fund (von mir eingerichtet),
- 2) dem Genossenschaftsfonds (von den Mitarbeitern eingerichtet),
- 3) dem Land protection fund (von mir, dem Süd-Ost-Anchal und den Christen des Missionsgebietes eingerichtet)
- 4) dem Selbsthilfe-Fonds (Getreidespeicher usw.) der Ortsgemeinden.

Dorfbewohner und Christen stehen z.Zt. vor Gericht wegen Abgaben für Feste anderer religiöser Gruppen, an denen die neu getauften Christen sich nicht beteiligt hatten. Aber die geschäftsführenden Pastoren versuchen, die Angelegenheit durch Kompromisse auf beiden Seiten beizulegen. Rs. 9.634,98 sind eingenommen worden, die Missionsabteilung hat insgesamt Rs. 130.118,58 gezahlt.

3. Baghima-Gebiet

Der Superintendent hat keinen schriftlichen Bericht vorgelegt, er sandte nur einen Finanzbericht, demzufolge sich die Einnahmen auf Rs. 859,23 beziffern. Demgegenüber stehen regelmäßige Zahlungen an das Missionsgebiet von Rs. 1.1959,58 und Rs. 20.000,00 für Bauvorhaben.



Kirche von Baghima

4. Karbi-Anglong/Assam

Auch hier fehlt ein schriftlicher Bericht, es liegt nur die Mitgliederzählung vor, aus der eine beträchtliche Zunahme hervorgeht. Im ersten Halbjahr wurden ein Missionarswohnhaus und eine Kapelle gebaut, im 2. Halbjahr ein Schülerwohnheim. Ich habe das Missionsgebiet zusammen mit den Gästen aus Deutschland und dem Pramukh Adhyaksh besucht.

5. Surguja

Kein schriftlicher Bericht.

6. Udaipur

Kein schriftlicher Bericht.

Die Zentrale der Missionsabteilung hat die Ilakas (Kirchenkreise) dieser beiden Gebiete durch ihre Vorsitzenden aufgefordert, Berichte über die Missionsarbeit zu schicken, aber nur wenige Berichte sind eingetroffen, obwohl aus anderen Quellen bekannt ist, daß in vielen Ilakas Missionsarbeit geleistet wird und es also Bekehrungen geben muß. Ich selbst habe an einem Tag in einem Ilaka 85 Personen getauft.

Ein paar Bemerkungen und Empfehlungen

- 1) Es wird höchste Zeit, daß die Kirchenleitung die Missionsarbeit aus aller Kirchenpolitik heraushält, und daß alle auf dem Missionsfeld Arbeitenden sich aus der Kirchenpolitik heraushalten und sich voll und ganz ihrem Auftrag widmen.
- 2) Es liegt ein Mißverständnis vor, daß es für die Mission reichlich Geld gebe, daß es im Überfluß vorhanden sei. In bestimmten Fällen ist es deswegen plan- und ziellos ausgegeben worden. Das Ziel sollte nicht sein, mehr Geld zu erhalten, sondern besonnen damit umzugehen.
- 3) Ernennungen und Versetzungen von Mitarbeitern sollen keine Strafe für die Betroffenen sein, sondern finden im Interesse einer erfolgreichen Missionsarbeit statt, denn ein enger Kontakt zwischen dem Missionsfeld und dem Kirchenkreis ist unabdingbar.
- 4) Für die Missionsabteilung ist es auch sehr nötig, daß die Anchals die Arbeit und die Finanzen der Missionsfelder kontrollieren und überprüfen.

25. Januar 1979

Dr. C. K. Paul Singh
Direktor (BEL)

Druckauftrag

Referat: Gossner Mission / Titel

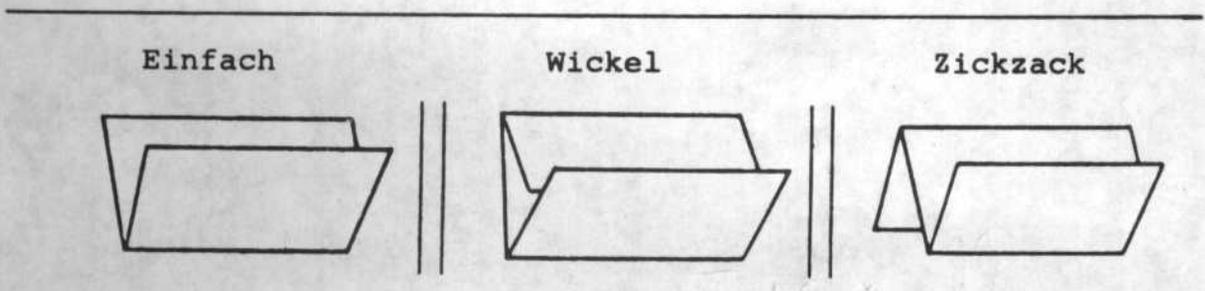
Auflage: 150 Format: DIN A 4

Seite (n) 4 Einseitig / Zweiseitig +

Papierfarbe: weiß / blau / grün / rosé / zitronengelb / canariengelb
altgold / orange / chamois / grau / cognac / Karton +

Druckfarbe: schwarz

Falz: ja / nein Wenn ja, welcher?



Anmeldetermin: 29.3.79

Gewünschter Liefertermin:

.....
Pohl
.....
(Referent)

Bitte berücksichtigen Sie, daß die Druckerei die Aufträge in der Reihenfolge der Eingangsdaten fertigstellt. Die angegebenen Liefertermine sollten deshalb nicht zu kurz gewählt werden.

+ (Nichtzutreffendes streichen)

General Mission

120

scholar

Pl. 25. —
 4.50
 3. —
 Papa. 4. —

P.F. & C.

36.50

10. —

46.50

12%

5.60

52.10

2.50

1X 13 x 18

54.60

rel. mit Rechnung
Nr. 51/79 + 26/9.79
Aster

Bestätigung über Zuwendung

zur Vorlage beim Finanzamt

Gemäss Bescheinigung des Finanzamtes für Körperschaften ist die Gossner-sche Missionsgesellschaft nach § 4 Abs. 1, Ziff. 6 KStG als steuerfrei anerkannt (Schreiben vom Finanzamt für Körperschaften, 1000 Berlin 61, vom 7. Juli 1975, Steuer Nr. 26/4873)

Es wird bestätigt, dass der umseitig genannte Betrag ausschliesslich für Zwecke unserer Missionsgesellschaft Verwendung findet.

gez. Siegwart Kriebel
Direktor der
GOSSNER MISSION
Handjerystr. 19/20
1000 Berlin 41

Wir arbeiten auch in:

I N D I E N

Die Predigt des Evangeliums in Indien ist ebenso notwendig wie die Nahrungshilfe. Die Menschen hungern an Leib und Seele. Für die Verkündigung gilt eine einfache Arbeitsteilung: Die indische Kirche stellt die Evangelisten zur Verfügung; wir in den deutschen Kirchen tragen die finanzielle Last.

N E P A L

In der Zusammenarbeit mit anderen Missionsgesellschaften der Vereinigten Nepal Mission wird durch das Leben mit den Menschen in Nepal gezeigt, dass Gottes Liebe allumfassend ist.

Z A M B I A

Das Gossner Service Team ergänzt die Predigt von der Liebe Gottes durch das praktische Zeugnis christlicher Solidarität mit den Tongas im Karibatal.

D E U T S C H L A N D

Wir informieren über die Probleme unserer überseeischen Partner. Zugleich denken wir über unsere Verantwortung in der deutschen Gesellschaft nach und unterstützen entsprechende Aktionen.

Wir wohnen in

GOSSNER MISSION
Handjerystr. 19/20
1000 Berlin 41
Tel.: 030-851 30 61

Konten

Berliner Bank, BLZ
100 200 00
Kto.Nr. 0407480700
Postscheck Berlin
West 520 50-100



DANKE

GOSSNER MISSION
Handjerystr. 19/20
1000 Berlin 41

B e s c h e i n l i g u n g

Neben genannter Spender hat uns
am den Betrag von

DM _____

(in Worten)
zukommen lassen.

Eine großzügige Spende ist von Ihnen bei uns eingegangen. Wir sehen darin ein schönes Zeichen der Verbundenheit mit unserer Arbeit, die ohne die Unterstützung der vielen Freunde und Gemeinden kaum möglich wäre. Dafür möchten wir Ihnen herzlich danken.

Von unseren vier Mitarbeitern in Nepal erfahren wir immer wieder, wie wichtig es ist, daß die Gossner Mission sich an der Aufgabe der Vereinigten Nepal Mission beteiligt und sich in besonderer Weise für eine "Entwicklung von unten" einsetzt, sei es im Bereich des Schulwesens, der vorbeugenden Gesundheitspflege oder im Bereich des Gemeindeaufbaus. Es ist erstaunlich zu beobachten, wie die christlichen Gemeinden in dieser Hindu-Gesellschaft durch die praktische-tätige Hilfe , die von der Mission ausgeht wachsen, obwohl ein Religionswechsel gesetzlich verboten ist.

Unsere finanzielle Verpflichtung gegenüber der Gossnerkirche wird auch in der Zukunft nicht abnehmen. Die Gossnerkirche ist finanziell noch zu schwach, die vielen Missionare, die sie entsendet, zu bezahlen. Hierbei hilft die Gossner Mission entscheidend mit wie auch bei anderen Programmen der Gemeinden und der Gesamtkirche.

Die Arbeit in Zambia stellt uns vor neue, schwerwiegende Entscheidungen, die vielleicht zu einer zusätzlichen finanziellen Herausforderung führen können. Einmal beteiligt sich die Gossner Mission verstärkt am Auf- und Ausbau eines neuen Bildungsprogramms für qualifizierte Laien in den Gemeinden, die wichtige Funktionen der Leitung und Seelsorge in den Gemeinden übernehmen sollen, weil die Vereinigte Kirche von Zambia nicht allen Gemeinden einen Pfarrer mit Hochschulabschluß zusichern kann.

Andererseits ist unsere Mitarbeit im Gwembe-Süd-Projekt zusätzlich gefordert, weil die Regierung von Zambia ihrer finanziellen Verpflichtung nicht mehr im bisherigen Umfang nachkommen kann aus eigenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten.

Bei diesen vielfältigen Aufgaben ist es gut zu wissen, daß unsere Freunde unsere Sorgen und Entscheidungen teilen und weiterhin bereit sind, mit uns das zu tun, was zum Wohl des Menschen beiträgt und das Lob Gottes vermehrt.

Mit freundlichen Grüßen
und vielen Segenswünschen für Sie
Ihre

GOSSNER MISSION

Bestätigung über Zuwendung

zur Vorlage beim Finanzamt

Gemäss Bescheinigung des Finanzamtes für Körperschaften ist die Gossner-sche Missionsgesellschaft nach § 4 Abs. 1, Ziff. 6 KStG als steuerfrei anerkannt (Schreiben vom Finanzamt für Körperschaften, 1000 Berlin 61, vom 7. Juli 1975, Steuer Nr. 26/4873)

Es wird bestätigt, dass der umseitig genannte Betrag ausschliesslich für Zwecke unserer Missionsgesellschaft Verwendung findet.

gez. Siegwart Kriebel
Direktor der
GOSSNER MISSION
Handjerystr. 19/20
1000 Berlin 41

Wir arbeiten auch in:

I N D I E N

Die Predigt des Evangeliums in Indien ist ebenso notwendig wie die Nahrungshilfe. Die Menschen hungern an Leib und Seele. Für die Verkündigung gilt eine einfache Arbeitsteilung: Die indische Kirche stellt die Evangelisten zur Verfügung; wir in den deutschen Kirchen tragen die finanzielle Last.

N E P A L

In der Zusammenarbeit mit anderen Missionsgesellschaften der Vereinigten Nepal Mission wird durch das Leben mit den Menschen in Nepal gezeigt, dass Gottes Liebe allumfassend ist.

Z A M B I A

Das Gossner Service Team ergänzt die Predigt von der Liebe Gottes durch das praktische Zeugnis christlicher Solidarität mit den Tongas im Karibatal.

D E U T S C H L A N D

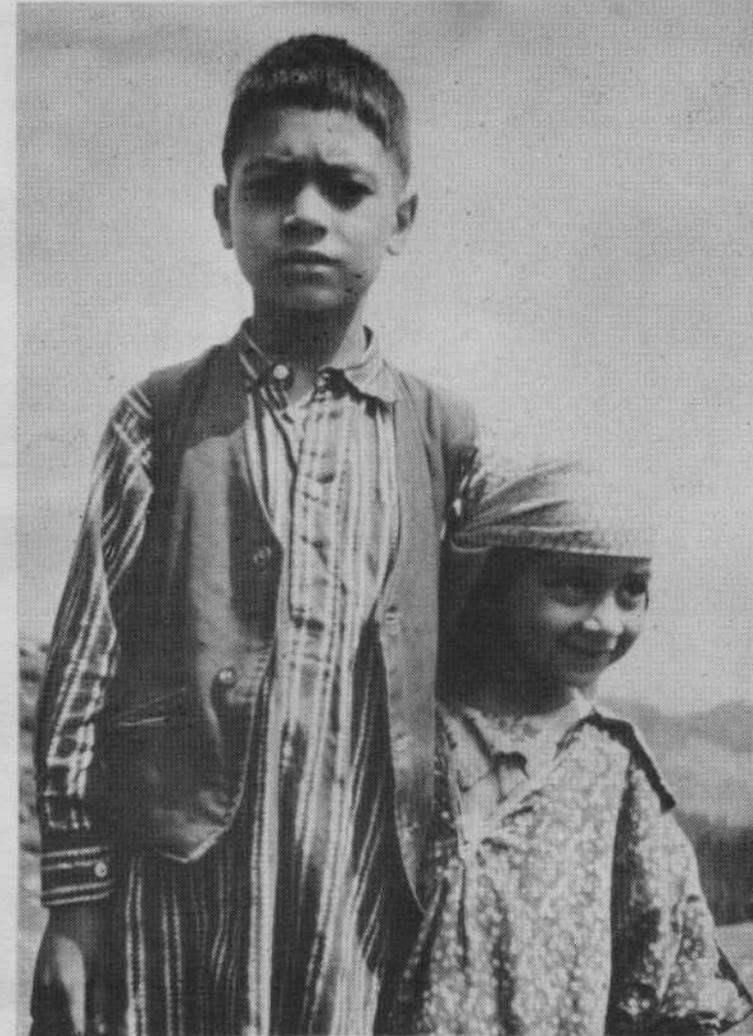
Wir informieren über die Probleme unserer überseeischen Partner. Zugleich denken wir über unsere Verantwortung in der deutschen Gesellschaft nach und unterstützen entsprechende Aktionen.

Wir wohnen in

GOSSNER MISSION
Handjerystr. 19/20
1000 Berlin 41
Tel.: 030-851 30 61

Konten

Berliner Bank, BLZ
100 200 00
Kto.Nr. 0407480700
Postscheck Berlin
West 520 50-100



DANKE

GOSSNER MISSION
Handjerystr. 19/20
1000 Berlin 41

B e s c h e i n i g u n g

Neben genannter Spender hat uns
am den Betrag von

DM _____

(in Worten)
zukommen lassen.

Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft Gossner-Mission Mainz am Rhein

Eglise et Société Industrielle, Centre Oecuménique, Mayence · Ecumenical Institute for Urban and Industrial Mission

Anlage zum Bezuschussungsantrag für das "Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft des Arbeitszentrums Mainz der Gossner Mission"

=====

I. Ausgangspunkt und Ziel der Arbeit

Seit den Beschlüssen der Synode von Espelkamp (1955) hat das Mainzer Arbeitszentrum der Gossner Mission im Auftrag und mit Unterstützung der EKD ein "Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft" durchgeführt. In den bisher abgehaltenen 20 Halbjahresseminaren - das letzte fand vom November 1976 bis zum April 1977 statt - ging es auftragsgemäss darum, Theologen (Studenten, Vikaren, Pfarrern) und Lehrern, Sozialarbeitern und Sozialpädagogen an Schwerpunkten der industriellen Arbeitswelt eine theoretische und praktische Ausbildung zu vermitteln. Das Seminar zielte auf die Eröffnung der gesellschaftlichen Dimension, in der kirchlicher Dienst geschieht und auch vom Gemeindepfarrer getan werden muss. Methodisch wurde diese Aufgabe durch eine besondere Verbindung von wissenschaftlicher Information, intensiver Praxis im sozialen Feld des betrieblichen und urbanen Lebens und theoretischer Reflektion zu realisieren versucht. Die damit angebotene Möglichkeit des "Sozialen Lernens" war vor allem durch mitarbeitende und beobachtende Teilnahme in der Arbeitswelt sowie durch die enge Zusammenarbeit mit Repräsentanten der gesellschaftlichen Gruppen gewährleistet.

Bei der Neugestaltung der Arbeit des Mainzer Zentrums, wie sie durch den Wechsel der leitenden Mitarbeiter erforderlich wurde, hat das Kuratorium der Gossner Mission dafür Sorge getragen, dass dieses "Modell" kirchlicher Bildungsarbeit für die moderne Industriegesellschaft eine zeitgemässe Fortsetzung erfahren kann. Dieses Interesse war geleitet von der Einsicht, dass angesichts der zunehmenden krisenhaften Entwicklungen innerhalb der Industriegesellschaften, wie sie in der durch Rationalisierungsdruck und weltwirtschaftliche Konkurrenz verursachten strukturellen Arbeitslosigkeit offenbar werden, die Frage nach der kirchlichen Präsenz in der Arbeitswelt in neuer Weise gestellt ist. Dabei konnte man anknüpfen an die innerhalb der Kirchen der Bundesrepublik Deutschland zunehmende Einsicht von der Herausforderung der "Neuen Internationalen Sozialen Frage", wie sie durch die weltweite Entwicklung gestellt ist. Die Bedeutung dieser globalen Entwicklungen für die lokale Situation der Arbeitswelt wurde zuletzt in der "Erklärung der Gemeinsamen Konferenz der Kirchen für Entwicklungsfragen aus Anlass der 5. Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung" unterstrichen. Darin heisst es u. a.:

"Infolgedessen sind auch die Industrieländer aufgerufen, über Richtung und Konsequenzen ihrer eigenen Entwicklung nachzudenken. Sie sehen sich damit vor neue Aufgaben gestellt, die über Anpassungen der Industriestrukturen an eine neue internationale Arbeitsteilung weit hinausgehen" (§ 20).

Das innerhalb des Arbeitszentrums Mainz der Gossner Mission angestrebte Arbeitskonzept zielt mit diesem Ansatz auf eine Verknüpfung der Erfahrungen des "Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt" mit den Aufgaben einer "Entwicklungsbezogenen Bildungsarbeit". Die Möglichkeiten zu einer Verwirklichung dieses anspruchsvollen Vorhabens sind vor allem durch eine enge Zusammenarbeit mit dem Berliner Arbeitszentrum der Gossner Mission durch dessen Überseearbeit in Indien, Nepal und Sambia gewährleistet. Ausserdem wird angestrebt, die engen Beziehungen mit der Gossner Mission in der DDR für eine ökumenische Orientierung der eigenen Arbeitsvollzüge fruchtbar zu machen.

II. Inhaltliche Schwerpunkte

Innerhalb der zur Zeit vorgenommenen Überlegungen zur inhaltlichen Schwerpunktbildung der Arbeit ergeben sich folgende Perspektiven und Leitfragen:

1. Die Rolle der Arbeit als Beitrag zur Selbstverwirklichung des Menschen

Im Rahmen dieser generellen Fragestellung geht es um die Bedeutung der Arbeit für den Menschen aus biblisch-theologischer Sicht angesichts gegenwärtiger betriebssoziologischer und ökonomischer Bedingungen. Dabei sollen die Rückwirkungen unterschiedlicher Arbeitssituationen auf das Verhalten in der Freizeit und die Verantwortung im gesellschaftspolitischen Bereich erkannt werden. Gleichzeitig wird nach den Folgen und Herausforderungen struktureller Arbeitslosigkeit für spezifische Gruppen der Gesellschaft (Jugendliche, Gastarbeiter, Alte, Frauen) gefragt.

Im Rahmen der Gesamtarbeit der Gossner Mission soll damit ein Beitrag zum Verständnis der Arbeit auf Grund unterschiedlicher kultureller Traditionen und gesellschaftspolitischer Orientierungen angestrebt werden, wie dies für eine ökumenisch verpflichtete Industrie- und Sozialarbeit angemessen ist.

2. Die Frage nach dem Zusammenhang von Arbeit- und Wohnbereich

Die innerhalb der Gemeinwesenarbeit gewonnene Einsicht in die Rückwirkungen der Arbeitswelt auf den Wohnbereich soll im Blick auf die Verantwortungsmöglichkeiten von Einzelnen und Gruppen befragt werden. Dabei geht es um das Erkennen und Herausarbeiten wesentlicher Wechselbeziehungen zwischen unzulänglicher Arbeits- und Wohnsituation vor allem im Bereich der Ansiedlungs- und Städtebaupolitik, zwischen Fremdbestimmung am Arbeitsplatz und apathischem Verhalten im Wohngebiet.

Durch die Konfrontation solcher Erfahrungen und Fragestellungen mit den Überseeaufgaben der Gossner Mission, die vor allem in ländlichen Gebieten wahrgenommen werden, sollen Bedeutung und Grenzen städtischer Entwicklung ansichtig werden.

3. Die Bedeutung der Suche nach einem alternativen Lebensstil für die Arbeitswelt

Die vor allem innerhalb der ökologischen Diskussion begonnene Suche nach einem neuen "Lebensstil" soll im Blick auf ihre Beziehung zur Steigerung innerbetrieblicher Lebensqualität befragt werden. Ansatzpunkte zur Verknüpfung beider Fragestellungen zeichnen sich vor allem ab in den Fragen nach einer "alternativen Technologie", wie sie einerseits innerhalb der Entwicklungsdebatte andererseits unter dem Eindruck technologisch bedingter Rationalisierungsschübe gestellt werden.

III. Explorationsfelder

Angesichts der Notwendigkeit zur Neugestaltung der Arbeit des Mainzer Zentrums erscheint eine intensive Einarbeitungsphase der leitenden Mitarbeiter geboten. Sie begeben sich deshalb zur Vorbereitung und Begleitung der geplanten Seminararbeit in sachbezogene und gruppenspezifische Lernsituationen. So planen sie für das Jahr 1979 u. a. im Rahmen des für August und September vorgesehenen Industriepraktikums für Theologiestudenten in Industriebetrieben der Mainzer Umgebung zu arbeiten. Sie beabsichtigen die Teilnahme an Schulungskursen von u. a. Gewerkschaften und die Mitarbeit in Bürgerinitiativen oder anderen kommunalpolitischen Gruppen. Sie wirken ausserdem mit in nationalen und regionalen kirchlichen Beratungsgremien und beabsichtigen - in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern der Berliner Arbeitsstelle der Gossner Mission - den Einsatz in Gemeindefeldern, innerhalb denen ein integrativer Arbeitsansatz erprobt werden soll.

Im Rahmen dieser Einarbeitungsphase soll die Möglichkeit konkreter Arbeitsprojekte im Rhein-Main-Gebiet erkundet werden, um damit ein kontinuierliches Praxisfeld für die Durchführung der Seminararbeit aufzubauen. Als mögliche Projekte sollen bis zum Ende des Jahres 1979 überprüft werden:

1. Entwicklung als neue internationale soziale Frage

Innerhalb eines solchen Projektes wäre mit spezifischen Betrieben und Wirtschaftszweigen, die von den Herausforderungen der "neuen internationalen Arbeitsteilung" betroffen sind, die Problematik notwendiger struktureller Veränderungen aufzuarbeiten und als Herausforderung für die christliche Gemeinde zu vermitteln.

2. Angepasste Technologie

In enger Zusammenarbeit mit allen durch technologisch bedingte Rationalisierungsmassnahmen betroffenen Gruppen soll die Möglichkeit zum Aufbau eines Arbeitskreises erkundet werden. Dabei sollte die Zusammenarbeit mit der Universität angestrebt und der Kontakt zu alternativen Gruppen gesucht werden.

3. Die Problematik der Rüstungsindustrie

Auf dem Hintergrund der Bestrebungen zu einer umfassenden Arbeitsplatzsicherung soll nach der Bedeutung der im Rhein-Main-Gebiet vorhandenen Rüstungsindustrie gefragt werden. Dabei könnte ein solches Projekt exemplarische Funktion erhalten für die den Kirchen gestellte Herausforderung durch den Militarismus.

4. Stadtplanung und Stadtentwicklung

Am Beispiel des Grossraumes Mainz bietet ein solches Projekt die Einübung in das komplexe Wechselverhältnis von "Arbeitswelt und Wohnwelt".

Bei der Auflistung dieser möglichen Arbeitsprojekte handelt es sich im gegenwärtigen Stadium der Planung um mögliche Alternativen. Eine Konzentration kann erst am Ende der Explorationsphase erfolgen. Dabei wird es bei der Prioritätensetzung entscheidend sein, in welcher Weise neue Partner zu deren Realisierung gewonnen werden können.

IV. Planung für das Jahr 1980

Für das Jahr 1980 sind im gegenwärtigen Stadium folgende Seminare geplant:

1. Durchführung des Industriepraktikums für Theologiestudenten in Zusammenarbeit mit der Evangelisch-Theologischen Fakultät Marburg und dem Amt für Industrie- und Sozialarbeit der EKHN (August-September 1980).
2. Ausschreibung des 21. Halbjahresseminars für Vikare und Pfarrer für Herbst 1980 bis Frühjahr 1981.
3. Die Möglichkeit zur Durchführung von Kursen mit Kandidaten landeskirchlicher Predigerseminare wird gegenwärtig noch erkundet.

Neben diesen Arbeitsvorhaben, die auf Kontinuität zielen, wird die Durchführung von kurzen Konsultationen und Wochenendseminaren angestrebt, in denen vor allem die inhaltlichen Schwerpunkte und die gewählten Projektfelder abgeklärt werden sollen. In diesem Zusammenhang wird auch die Möglichkeit einer Auswertung von Erfahrungen ehemaliger Mitarbeiter und Seminaristen im Bereich von "UIM" in Übersee angestrebt.

Dorothea Friederici

Karl-Heinz Dejung

Werner Petri

Protokoll

der

STUDIENTAGUNG

vom 16. - 18. Januar 1979 in Mainz zum Thema "Herausforderung und Schwierigkeiten angesichts des Auftrages zur Mission in sechs Kontinenten".

- I. Vorgeschichte
- II. Einführungsreferate
- III. Diskussion
- IV. Zusammenfassung
- V. Teilnehmer

I. Vorgeschichte

Verschiedene Probleme, die in der Gossner Mission in den letzten Jahren aufgetaucht waren, schienen zeitweilig übermächtig zu werden. Dazu gehörten etwa die Fragen, wie die Gossner Mission sich mit den Industriearbeitern solidarisieren und sich dabei als kirchliche Institution verstehen könne, wie sie sich dem Streit in der Gossnerkirche gegenüber verhalten könne, ohne deren Unabhängigkeit anzutasten, wie sie ihr Verständnis der Entwicklungsarbeit in Zambia als missionarischen Einsatz verständlich machen könne. Einige Landeskirchenleitungen, die der Gossner Mission verbunden sind, hatten daraufhin der Gossner Mission angeboten, durch Gespräche bei der Überwindung der Probleme behilflich zu sein. In einem solchen Gespräch wurde dann deutlich, dass alle Missionswerke und -gesellschaften gegenwärtig mit ähnlichen Problemen konfrontiert sind und gemeinsam über mögliche Lösungen sprechen sollten. Eine Studientagung sollte dazu Gelegenheit bieten. Die Erfahrungen der Gossner Mission sollten dabei die Ausgangslage der Gespräche bilden.

II. Einführungsreferate

Zur Einführung in die Thematik konnten zwei Referenten gewonnen werden: Walter Hollenweger aus Birmingham und Manfred Drewes aus Stuttgart. Sie verknüpften das Thema Mission einerseits mit dem des Dialogs und andererseits mit dem der Entwicklungs-Zusammenarbeit.

1. Walter Hollenweger: Dialogische Evangelisation

Evangelisation ist nicht Weitergabe des schon Gewussten, sondern ein Entdeckungsprozess im Dialog mit dem Partner. Dabei entdeckt der Evangelist nicht nur etwas ihm bisher Unbekanntes über den Partner, sondern auch über das Evangelium. Denn Evangelisation als theologisch verantworteter Dialog führt zu Inkulturationen des Evangeliums.

Die Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter, die Geschichte vom Hauptmann Kornelius und viele andere erweisen die dialogische Evangelisation als das Evangelisationsprinzip Jesu und der Apostel. Durch das Eingehen auf den Gesprächspartner wird Evangelisation pluralistisch und interkulturell.

Das Evangelium gewinnt nicht nur deshalb in verschiedenen Formen Gestalt, weil es in verschiedene Kulturen und Situationen eingeht, sondern auch deshalb, weil unsere Erkenntnis der Wahrheit nie die ganze Wahrheit ist und weil nicht für alle Menschen dieselben Teile der Wahrheit die für sie entscheidenden sind und schliesslich weil unsere Erkenntnis des Evangeliums nie abgeschlossen, sondern immer im Werden ist.

Möglichkeiten für eine Missionsgesellschaft zu einer situationsgerechten und dialogischen Evangelisation in Afrika und Europa: Seit der Unabhängigkeit der afrikanischen Staaten ist die Zahl der dort arbeitenden weissen Missionare gestiegen. Aber diese Missionare arbeiten in den Gemeinden, während in den Kirchenleitungen Afrikaner sitzen. Dennoch breiten sich diese alten Missionskirchen nur langsam aus. Die unabhängigen Kirchen sind es, die stark wachsen. Sie haben einen starken politischen Einfluss, einflussreiche Politiker gehören zu ihren Mitgliedern. In ihrer Struktur und ihrer "Theologie" stellen die unabhängigen Kirchen die Antwort Afrikas auf die europäische Mission und zugleich auf die Existenz und Theologie der Missionskirchen in Afrika dar. Alle Kirchen bilden ein hohes Kommunikationspotential, das der Kontrolle des Staates weitgehend entzogen ist.

Welche Funktion hat der weisse Missionar in einer solchen Situation? Als Ausländer ist er nicht betriebsblind, er geniesst eine gewisse Narrenfreiheit, er kann den Missionskirchen helfen, sich zu ändern und wie die unabhängigen Kirchen zu werden. Und er kann seine Erfahrungen aus Afrika daheim in Europa einbringen. Sein eigentlicher Einsatz beginnt mit seiner Rückkehr, seine Missionszeit ist Teil seiner Ausbildung.

Themen wie Visionen, Geister, Krankenheilungen, elementare Religion und Politik sind auch in Europa brennend aktuell.

Situationsgerechte Evangelisation in Europa würde bedeuten, Gottesdienste mit Nichtchristen vorzubereiten, weil nur sie die Fragen stellen können, auf die ein evangelistischer Gottesdienst antworten muss.

2. Manfred Drewes: Kirchlicher Entwicklungsdienst

Man kann sich eine Kirche ohne Entwicklungsdienst vorstellen, aber unsere Kirche wäre ohne Entwicklungsdienst unglaubwürdig, denn er stellt unsere Antwort (unser Dankopfer) für empfangene Hilfeleistung nach dem Zweiten Weltkrieg dar. Darüber hinaus ist, so Linnenbrink, der kirchliche Entwicklungsdienst "unverzichtbarer Bestandteil der weltweiten oekumenischen Verflochtenheit unserer Kirche". Es geht dabei nicht nur um die technische und finanzielle Abwicklung einzelner Projekte, sondern das "Verständnis vom missionarischen und diakonischen Auftrag der Kirche" ist auch mit angesprochen.

Zwar ist die in der Bundesrepublik durchgeführte organisatorische Trennung von Mission und Entwicklungsdienst für Viele im In- und Ausland unverständlich, doch gibt es auch gute Gründe für eine "vereinbarte Arbeitsteilung". Andererseits stösst der "Aktionismus" des Kirchlichen Entwicklungsdienstes bei Vielen auf Kritik, weil er das "Eigentliche" der Kirche verwische. Dazu hat Götz Harbsmeier ausgeführt, dass die zentrale Frage laute, "ob sich das neue Sein des Christen und der Kirche vor der Welt und für die Welt als Lebens-Hilfswerk darstellen und in das Angebot dieser Welt integrieren lässt."

Das geht offenbar nicht. Verhaltensweisen der Liebe etwa sind sicherlich lehr- und lernbar, aber nicht die Liebe selbst. Liebe gibt es nicht ohne liebevolles Verhalten, aber liebevolles Verhalten ist kein Beweis, dass wirklich Liebe dahinter steht. Und Liebe kann niemals ihre Existenz durch Hinweis auf ihr liebevolles Verhalten beweisen. "Alle kirchlich-institutionell betriebene Lebenshilfsarbeit ist ein durch und durch weltliches Tun, dessen gottesdienstliche Innenseite nicht objektivierbar ist. Sie ist lebensnotwendig anonym Es ist 'Sache' der Leute, die guten Werke zu sehen 'und dafür den Vater im Himmel zu preisen'".

In zunehmendem Masse ist der Kirchliche Entwicklungsdienst auf die Zusammenarbeit mit den Missionswerken und -gesellschaften angewiesen. Denn ist er aus einer zupackenden spontanen Hilfsbereitschaft entstanden und hat zunächst nach dem "Antragsprinzip" gearbeitet, so ändert sich die Lage jetzt dadurch, dass ihm einerseits beträchtliche Mittel zur Verfügung stehen und andererseits er sich auf langfristige Perspektiven einstellen muss. An die Stelle einzelner Projekte und der Geber-Nehmer-Struktur müssen etwa Länderprogramme und die Zusammenarbeit in Konsortien treten, so dass breitgefächerte Programme und ganze Bündel von Projekten unterstützt werden, sowie eine "round-table-Struktur", bei der alle Beteiligten bei Planung und Durchführung von Programmen zusammenwirken. Hier bietet sich die Möglichkeit einer vernünftigen Zusammenarbeit von Hilfswerken und Missionsgesellschaften.

Die politische Dimension des Entwicklungsdienstes tritt ebenfalls immer deutlicher zutage. Es kann nicht mehr genügen, Symptome zu kurieren, sondern die Ursachen müssen bekämpft werden. Dazu gehören der Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung ebenso wie die Offenlegung ungerechter Handelsbedingungen und das Bemühen um die Verwirklichung von Menschenrechten. Wenn Entwicklung so verstanden wird als ein Befreiungsprozess, der auf soziale Gerechtigkeit, Selbsthilfe, mehr Lebensqualität, Beteiligung der Betroffenen zielt, dann wird sie zu einem konfliktreichen Prozess.

Bei der Analyse der Ursachen weltweiter Ungerechtigkeit müssen wir liebgewordene Illusionen entlarven, etwa dass die Unterschiede zwischen Arm und Reich sich von selbst oder durch Marktmechanismen auflösen würden, oder dass sich die europäische Entwicklung in Übersee wiederholen lasse, oder dass zunächst Wachstum wichtiger sei als gerechte Verteilung. Zugleich müssen die Kirchen an den Bemühungen um alternative Strategien teilnehmen. Wie die Vorgespräche zum Godesberger Kongress gezeigt haben, wird das Gespräch mit der Kirche gewünscht, und wir sollten uns vor dieser konkreten Herausforderung nicht drücken.

III. Diskussionen

1) Diskussion der Einführungsreferate

Die Aussprache war eine Bestandsaufnahme der mitgebrachten Erwartungen und Fragen. Fragen nach Evangelisation und nach Entwicklungsarbeit wurden bald verknüpft zu der Aussage: Evangelisation und Entwicklungsarbeit sind Mission. Mission geschieht nicht nur verbal. Zu den Missionsfeldern der Kirche gehört auch die Vorbereitung ausreisender Wirtschaftsleute, die in Entwicklungsprojekten oder in ausgelagerten Betrieben arbeiten werden. Bei dem Versuch, wirtschaftliche Positionen im Weltmasstab ethisch oder gar theologisch begründen zu wollen, wird sofort klar, dass die wirtschaftlichen Mechanismen geändert werden müssen. Es gibt in der Bundesrepublik Menschen, die von den Entwicklungsproblemen existentiell betroffen sind, z.B. durch einen Arbeitsplatz in Übersee oder durch die Gefährdung oder den Verlust ihres Arbeitsplatzes hier. Sind wir für diese Menschen dialogfähig?

Hinsichtlich ihrer Partner sollte sich die Gossner Mission nicht einengen lassen. Die Gossner Mission versteht sich als Dialogpartner für die traditionellen kirchlichen Gemeinden und Kreise ebenso wie für informelle christliche Gruppen, entwicklungspolitisch aktive Gruppen und Kirchenfremde.

2) Arbeitsgruppen

- a) Gruppe 1: Entwicklung und Verkündigung im politischen Spannungsfeld
Gruppe 5: Auf dem Wege zu einer dialogischen Gemeinde

Diese beiden Gruppen wurden zusammengelegt.

Gruppenleiter: Dieter Hecker
Berichterstatter: Erhard Mische

Die Diskussion konzentrierte sich auf die Thematik einer dialogischen Gemeinde.

Dialog

Die Grundthese von Prof. Hollenweger, dass Evangelisation im Dialog mit den Menschen in ihrer jeweiligen sozialen und kulturellen Umwelt geschieht, wurde positiv aufgegriffen und als Hilfe empfunden. Die christliche Botschaft musste demnach im Zusammenleben mit den Menschen vermittelt werden. Dialog bedeutet zweierlei:

- a) die Menschen zum Fragen über ihr eigenes Leben und die Werte ihrer Gesellschaft anzuregen;
- b) Antworten auf religiöse und existentielle Fragen zu geben, die Menschen stellen, weil sie von ihnen betroffen sind.

Eine wichtige Aufgabe des Missionars oder Evangelisten ist es, solche Dialogsituation aufzuspüren oder sie zu provozieren.

Gastland

Der Missionar im traditionellen Sinne, der in die Welt hinausgeht, um Menschen zu Jesus Christus zu bekehren, die noch nie von ihm gehört haben, gehört der Vergangenheit an, weil heutzutage in den meisten Ländern dieser Erde einheimische christliche Gemeinden existieren, die diese Aufgabe wahrnehmen. Sie können dies auch viel besser, weil das Christsein aus dem eigenen Heimatboden erwachsen muss, wenn die neugewonnenen Christen nicht ihrer eigenen Geschichte entfremdet werden sollen. Die Gemeinden nehmen diese Aufgabe auch wahr und können viel leichter einen Dialog mit der eigenen Kultur und Gesellschaft, in der sie beheimatet sind, führen. Europäisierte Kirchen in Übersee haben es vielfach schwerer, sich den eigenen Landsleuten verständlich zu machen, wie das viel stärkere Anwachsen der "unabhängigen" und bodenständigen Gemeinden anzeigt.

Was bedeutet dies aber für den Europäer, der für kurze Zeit in ein fremdes Land reist und als Katechet, Evangelist, Lehrer oder Experte tätig wird? Verschärft wird die Problematik seiner Präsenz noch dadurch, dass dadurch nicht nur verschiedene Kulturen aufeinanderprallen, sondern dass er ausserdem eine Entwicklungsform vertritt, die vielfach in den Ländern der "Dritten Welt" bewundert wird. Er begegnet einem starken Erwartungsdruck, finanzielle Hilfe schnell und umfassend zu leisten, menschliche und technische Lösungen anzubieten, wodurch die eigene Initiative und Anstrengung der einheimischen Bevölkerung abgeblockt werden können.

Nach Auffassung der Gruppe wird es für den Europäer in Übersee wichtig sein, dass er sich im Verzicht übt, falsche Erwartungen nicht erfüllt und auch nicht "europäische Entwicklungen" in Gang setzt.

Er sollte sich in bodenständige Entwicklungsprozesse einordnen und nicht meinen, "Wohltäter" zu sein. Überspitzt wurde formuliert, dass die Jahre "in Sachen" Mission Jahre des Lernens und Beobachtens für ihn sind, wobei er ein besonderes Sensorium für die Eigenart von Menschen in anderen Ländern entwickelt und Fragen formulieren kann, die er für seine eigene Gesellschaft und das Leben seiner Heimatkirche zurückbringt.

Wir haben die Herausforderungen folgendermassen formuliert, die auf den europäischen Mitarbeiter in Übersee zukommen:

- er muss lernen, einen Dialog mit den Christen anderer Kulturen zu führen, Fragen zu stellen und sich fragen zu lassen;
- er muss anerkennen, dass in den Ländern der "Dritten Welt" immer schon Entwicklung stattgefunden hat, die anders aussieht und anders verlaufen ist als die eigene;
- er sollte kritisch gegenüber dem Beitrag seiner eigenen Arbeit in Übersee sein und sich bewusst werden, dass sie ein Fremdkörper ist und auch so verstanden wird;
- er sollte sich kritisch fragen, welche Wirkungen seine mögliche finanzielle, spirituelle und technische Hilfe zur Folge hat.

Heimat

Für die Heimatarbeit stellt sich die Frage, wie positive Erfahrungen, die in Übersee gemacht worden sind, in das kirchliche und öffentliche Leben im eigenen Land eingebracht werden können (z.B. im Gesundheitswesen, in der Gemeinwesenarbeit, in der Gestaltung der Gottesdienste).

Müsste es nicht Aufgabe der Missionen werden, eine Plattform des Dialogs für viele unterschiedliche, ja für alle Gruppen im eigenen Land zu werden oder Impulse zu geben, dass solche Räume des Dialogs geschaffen werden. Wo solche Möglichkeiten schon existieren, sollte man sich daran beteiligen und die besonderen Erfahrungen von Übersee mit einbringen.

Verschiedene Zielgruppen wurden für den Dialog angesprochen:

- die traditionelle Gemeinde
- informelle christliche Gruppen neben den Kirchengemeinden
- Ausländer
- informelle nichtkirchliche Gruppen
- Menschen, die nicht organisiert sind und von der Gemeinde nicht erreicht werden.

Der Gruppe ist die Gefahr für die Arbeit der heutigen Missionswerke und -gesellschaften bewusst, dass sie nicht mehr an der Basis verankert sind und die Beziehung zur Lebenswirklichkeit der eigenen Kirche und Gesellschaft verloren haben. Darum muss es eine zentrale Aufgabe werden, die Kontakte wieder aufzubauen und herzustellen, um die Vermittlerrolle zwischen Übersee und Heimatsituation sachgerechter zu erfüllen, damit die Vision von der "einen Welt Gottes" ein Stück Wirklichkeit wird.

b) Gruppe 2: Möglichkeiten und Grenzen oekumenischer Partnerschaft

Gruppenleiter: Herwig Wagner

Berichterstatter: Karl-Heinz Dejung

Einleitung

Die Arbeitsgruppe stellte ihre Überlegungen zur Partnerschaft in den Zusammenhang des reformatorischen Auftrags der "mutua consolatio fratrum". Diese Anknüpfung an die Situation der Beichte sollte das Gewicht der Partnerschaftsproblematik - bis hin zur Möglichkeit und Notwendigkeit der Absolution - zum Ausdruck bringen. Die Gruppe war sich dessen bewusst, dass mit dieser Neuformulierung reformatorischer Tradition deren ursprünglicher "Sitz im Leben" (Primärgruppe und binnenkirchlicher Bereich) ausgeweitet ist. Sie unternahm dennoch bewusst einen solchen Versuch, um den Begriff der Partnerschaft theologisch zu qualifizieren. Nur unter dieser Voraussetzung erschien es brauchbar zur Aufdeckung und Überwindung von Paternalismus und distanzloser Identifizierung.

These 1: Oekumenische Partnerschaft ist begründet in der gemeinsamen Teilnahme aller Christen und Kirchen an der Mission Gottes für die gesamte Menschheit. Aus diesem Grunde wird es möglich, die paternalistische Perversion des Partnerschaftsgebotes zu erkennen und die Grenzen zu entdecken, die einer vollen Teilnahme am Leben des anderen im Wege stehen. Solche Grenzen werden nicht allein durch kulturelle Geprägtheiten, sondern auch durch unterschiedliche soziale Positionen bedingt. Oekumenische Partnerschaft lebt von der Hoffnung, dass die in der Christenheit vorhandenen Konflikte sich auf Grund der Vergebung der Sünden in fruchtbare Spannungen verwandeln. In diesem Sinne kann oekumenische Partnerschaft zur Befreiung von Bindungen an die eigene Umwelt beitragen.

These 2: Oekumenische Partnerschaft ist nicht in die Beliebigkeit der Kirchen gestellt, sondern sie ist eine Notwendigkeit auf Grund des gemeinsamen Auftrages. Sie darf nicht auf einseitig materielle Beziehungen eingeeengt werden, soll sie sich nicht in bewusste oder unbewusste Abhängigkeit verwandeln. Sie bedarf zudem der organisatorischen Gestalt, will sie sich nicht in Unverbindlichkeit verlieren. Wenn wir oekumenische Partnerschaft in den Zusammenhang der "mutua consolatio fratrum" stellen, soll dieser Aufruf zur Verbindlichkeit in kirchlicher Partnerschaft zum Ausdruck gebracht werden. In diesem Sinne führt oekumenische Partnerschaft nicht selten in notwendige Loyalitätskonflikte mit den Kräften, die die eigene kirchliche und säkulare Umwelt dominieren.

These 3: Partnerschaft mit nichtkirchlichen bzw. nichtchristlichen Gruppen gründet in der gemeinsamen Sorge für die Wahrung von Überlebenschancen der Menschheit. Für Kirchen ist dieser Auftrag Teil der im Sendungsauftrag gegebenen Verantwortung für die Schöpfung. Auch solche Partnerschaft mit nichtchristlichen Gruppen ist nicht in die Beliebigkeit der Kirchen gestellt. Vielmehr erfährt die Kirche in dieser notwendigen missionarischen Grenzüberschreitung die Möglichkeit der Erneuerung.

These 4: Grenzen in der Partnerschaft im innerchristlichen wie auch im ausserchristlichen Bereich ergeben sich nicht schon aus unterschiedlichen Auffassungen. Interpretationen, Kriterien und Motivationen. Die Frage der Abgrenzung vom Partner wird erst dann akut, wenn durch das Aufzwingen solcher Auffassungen und Kriterien Partnerschaft infrage gestellt wird. Dabei wäre für eine Kirche bzw. christliche Gruppe zuerst die selbstkritische Frage zu stellen, inwieweit sie selbst in diesem Sinne ein Hindernis werden. Erst auf diesem Hintergrund erhält die Abgrenzung von jenem Partner Gewicht und Glaubwürdigkeit, der die Verleugnung des Namens Jesu Christi erzwingt. Die Arbeitsgruppe entfaltete diese

"Abgrenzungsproblematik" an zwei Beispielen: dem Sonderfonds des oekumenischen Programms zur Bekämpfung des Rassismus und der Frage der Mitgliedschaft von Pfarrern in der DKP. Im Problemfeld der Partnerschaft mit Befreiungsbewegungen ging es dabei um die Spannung zwischen dem Gebot zur Minimierung von Ungerechtigkeit und dem Aufruf zur Gewaltlosigkeit. Im Blick auf die Partnerschaft mit kommunistischen Gruppen wurde auf die Spannung zwischen dem Eintreten für Frieden und Gerechtigkeit und den Konsequenzen atheistischen Ansatzes einer solchen Partei für konkrete Zusammenarbeit hingewiesen. Beide Beispiele zeigten der Gruppe, dass sich die Frage der Abgrenzung in erste Linie im partnerschaftlichen Vollzug stellt und nicht vorweg entschieden werden sollte.

Konsequenzen für Arbeitsfelder der Gossner Mission

Mainz: Angesichts der neuen Herausforderung in der Arbeitswelt - genannt wurden strukturelle Arbeitslosigkeit und bedrohte bzw. verminderte Lebensqualität am Arbeitsplatz - gilt es, sich der Notwendigkeit zur Partnerschaft mit nichtchristlichen Gruppen der Gesellschaft zu stellen. Dabei wäre eine erste Aufgabe, bestehende Ängste innerhalb der Kirchen vor den Folgen der Partnerschaft mit Vertretern der arbeitenden Menschen zu überwinden.

Indien: Partnerschaft ist in erster Linie orientiert am gemeinsamen Auftrag, der Sendung Gottes zu folgen. Aus dieser Grundüberzeugung entwickelte die Arbeitsgruppe drei Folgerungen.

Das Ziel der Kircheneinheit ist dem Auftrag der Sendung untergeordnet. D.h.: Es kann Situationen geben, wo formal bestehende Einheit so paralysiert ist, dass dieser Auftrag nicht mehr wahrgenommen werden kann, so wie umgekehrt eine vollzogene Trennung neue Möglichkeiten zur partnerschaftlichen Wahrnehmung dieses Auftrages eröffnen kann. Dies sollte bei der Beurteilung der Partnerschaftsaufgabe der Gossner Mission im Blick auf die Gossnerkirche zunächst beachtet werden. Sodann sollte anerkannt werden, dass die Gossner Mission keine neutral vermittelnde Rolle im Blick auf die Partner in der Gossnerkirche spielen kann. Sie ist von diesem Konflikt selbst mit betroffen und kann keine "Vorleistungen" fordern, bevor sie sich der "mutua consolatio fratrum" stellt. Innerhalb der Gruppe wurde schliesslich noch einmal die Frage aufgeworfen, ob die Wahl eines Angehörigen einer Konfliktpartei aus der Gossnerkirche in das Kuratorium nicht die Gefahr mit sich bringt, dass der andere Konfliktpartner die Gemeinschaft mit der Gossner Mission aufkündigt.

Nepal: Da christliche Partnerschaft Spannungen und Differenzen als Chance zu kreativer Erneuerung begreift, wären alle Versuche zu stärken und zu unterstützen, die evangelikal bedingte Engführung und Isolationismen innerhalb der United Mission to Nepal zu überwinden suchen. Im Blick auf die Religionspolitik des staatlichen Partners blieb die Frage offen, inwieweit das Verbot des "äusseren Vollzugs des Bekenntnisschrittes" (Taufe) eine erzwungene Verleugnung des Namens Jesu darstellt.

c) Gruppe 3: Industrialisierung und Mission

Gruppenleiter: Paul Löffler
Berichterstatter: Werner Petri

Die Gruppe nahm ihren Einstieg bei Erfahrungen und Fragestellungen aus der Arbeit der Gruppenmitglieder.

Wie können wir in der Kirche an die Grundfragen unserer Gesellschaft herankommen, wenn schon in der Gossner Mission der Versuch der drei Mainzer Mitarbeiter - auf einem alternativen Weg neu an die Zentren des Lebens in der Industrielwelt heranzukommen, als nicht tragbar abgestossen wird?

In der Umgebung der grossen Werke (VW, Opel, Hoechst A.G.), zum Teil mit dem Monopol auf Arbeit, besteht die ganze Lebensperspektive der Menschen im Angenommenwerden in diesem Werk. Bezeichnenderweise heisst es bei der Erfüllung dieser Hoffnung: Er ist bei VW "angekommen". "Er ist angenommen worden". Das Arbeiten im Werk saugt dann alle Initiative, alle Kraft, alle Phantasie auf. Eine Reflexion des eigenen Lebens aus Distanz zum Werk ist nur noch sehr schwer möglich. In der Freizeit ist man nur noch zu gesellschaftlich uninteressanter Vereinstätigkeit oder Gartenarbeit oder Wagenpflege fähig.

Die Industrialisierung erscheint fast wie eine Gottheit, der man sich opfert. Für kritische Fragen, für Engagement ist kein Platz mehr da. "Man kann sich nur einmal opfern". Es findet kein Nachdenken über die eigenen Zukunftsaussichten statt. Trotz sichtbarer Weiterentwicklung der Automation, der Entwicklung von Robotern, die mehr und mehr Teile der Fliessbandarbeit übernehmen, ist es kaum möglich diese Entwicklung und ihre Konsequenzen mit Bandarbeitern zu diskutieren.

Uns kirchlichen Mitarbeitern ist es sehr schwer, auf Grund unseres Mittelklasse-Lebensstils, unserer Schichtzugehörigkeit (Dienstwohnung, Wohnviertel, sicheres Gehalt), unserer problembezogenen Beschäftigung, Solidarität mit den Menschen anderer Schichten zu finden.

Mit unserer Gemeindepraxis ist es auch bei Erfahrungen durch eigene Tätigkeit in Betrieben kaum möglich, die Vorstellungswelt der Arbeiter zu begreifen. Wir leben in der Kirche in einer anderen Welt als die Menschen um uns herum.

Es wurde die Befürchtung laut, dass z.B. die CPT-Ausbildung der Pfarrer mit den dort angewandten Methoden, den vorausgesetzten und eingeübten Artikulierungsmöglichkeiten an den Möglichkeiten von Arbeitern völlig vorbeigeht. Sie können sich nur emotional äussern. Dieses Angebot könnte wieder zu einem Angebot nur für Angehörige der Mittelschicht werden. Müsste es nicht so etwas wie "Arbeiterseelsorge" geben? Die Möglichkeit, mit einem zu reden, der von aussen kommt, der also nicht mein Konkurrent ist?

Die in der Industriearbeit gemachten Erfahrungen wirken sich bis in die Struktur der Familien aus. Die Repression im Betrieb wird an die Familie weitergegeben. Das hat Folgen für die Stellung der Frau, ihre Selbständigkeit, ihren Freiraum in der Familie.

In der Gesellschaft ist eine Entsolidarisierung festzustellen. Jede Gruppe sieht und kennt nur ihre eigene Situation. Die Gruppen reden nur mit sich selbst. Es findet kaum eine Reflexion der anstehenden Probleme mit den anderen betroffenen Gruppen statt.

Woher kommt die Angst der Kirche vor dem Anpacken von gesellschaftlichen Fragen? Woher kommt die Angst, man könnte einmal "einen Stein ins Rollen bringen"?

Wie kann eine entpolitisierte Kirche aufkommende Grundfragen der Gesellschaft angehen, Mission treiben?

Müsste Mission nicht bedeuten, das Risiko auf sich zu nehmen und Alternativen zu wagen?

Alternativ-Gruppen müssen Modell-Charakter bekommen und ihre Erfahrungen in die politische Arbeit einbringen können. Dabei müssen zwei Wege gesehen und aufeinander bezogen werden:

- a) der Versuch, in Gruppen in den verschiedenen Bereichen in der Gesellschaft am Aufbau anderer Möglichkeiten zu arbeiten (.z.B. mittlere Technologie, andere Wirtschaften)
- b) der Versuch Einzelner und einzelner Gruppen, einen alternativen Lebensstil zu finden.

Dabei stösst man aber sehr bald auf die Machtfrage, da allein schon das Denken an andere Lebensformen, andere Wirtschaftsformen, andere Formen der Industriearbeit von den herrschenden Gruppen in Wirtschaft, Gewerkschaft, Parteien, Verbänden als gefährlicher Versuch angesehen und abgeblockt wird.

Wer kann heute in unserer Gesellschaft etwas in Bewegung bringen? Was können die Frauengruppen, Jugendgruppen, Bürgerinitiativen leisten? Wie kann das, was in diesen Gruppen erfahren und erarbeitet wird, verknüpft werden zur Wirkung auf die bestehenden etablierten Institutionen wie Kirche, Gewerkschaft, Parteien, Verwaltung? Wie wird neue Solidarität der Gruppen erreicht?

Als Beispiel für Initiativen in der Arbeitswelt wurden die Erfahrungen in einigen Arbeiter-Kolonien genannt. Dort ist ein Lernprozess in Gang gekommen, der sich nicht auf den Wohnbereich beschränkt hat. Es wurde auch die Macht der Betriebe entdeckt. Arbeiterfamilien wurden hier auch politisch wach.

Verändernde Initiativen

In der Arbeitswelt entsteht Problembewusstsein an Stellen, wo Arbeiter betroffen sind. Wie können solche Gruppen gestärkt werden? Wer kann Hilfe leisten? Könnte hier eine Aufgabe für das Arbeitszentrum Mainz der Gossner Mission liegen?

Wo der Leidensdruck stark ist, sind Ansatzpunkte für wachsendes Bewusstsein. Aber solche Versuche sind in der Wirtschaft und in den Gewerkschaften nicht erwünscht.

Oben, in den etablierten Institutionen, herrscht Angst vor wachgewordenen schlafenden Hunden. Man hat Angst, nicht mehr alles kanalisieren zu können. Die Wasser dürfen sich nicht eigene Wege suchen

Wie können in einer solchen gesellschaftlichen Situation Gruppen Alternativen wagen gegen die etablierten Institutionen?

Es ist wichtig, dass wir selbst uns in den Gruppen, in denen wir drinstehen, engagieren, dort selbst mitmachen und nicht nur andere stärken, für andere etwas tun, wieder über den anderen stehen. Die Belastung ist dabei sehr gross, weil dieses Mitdabeisein nur durch echte kontinuierliche Mitarbeit möglich ist, nicht durch das Auftauchen von "Sternschnuppen", die kommen, grosse Ideen vortragen und dann die Durchführung anderen überlassen.

Gibt es Kriterien dafür, welche Gruppen mit ihren Alternativen solchen Modell-Charakter für unsere Gesellschaft haben können? Müssen es nicht Gruppen sein, die in konkreten Problemsituationen konstruktive Veränderungen herbeiführen wollen, nicht nur verunsichern, egal wozu? Es werden dabei wohl beide Wege gegangen werden müssen: Die Mitarbeit in bestehenden Gruppen und der Versuch, selbst Gruppen aufzubauen, wenn Probleme entdeckt werden, die noch niemand aufgenommen hat, oder wo sich niemand dran wagt.

Auch in Bezug auf die Dritte-Welt-Problematik muss wohl versucht werden, bei der Betroffenheit der entsprechenden Gruppen einzusetzen, hier eine Initiative aufzu-

bauen und dann vielleicht in einem weiten Weg die Diskussion in diesen Gruppen auf die Dritte-Welt-Problematik hinzuführen.

Veränderung darf nicht nur im politischen Bereich angegangen werden. Auch der kulturelle Bereich, das kommunikative Verhalten müssen einbezogen werden. Menschen, deren Leben und Jahresablauf völlig ritualisiert ist, müssen Gelegenheit bekommen, neue Erfahrungen zu machen, in freier Weise selbst Feste zu gestalten, in denen sie ihre Fähigkeiten entwickeln können. Es müssen Spielräume gefunden werden, die Menschen helfen, aus ihrer versteinerten Umwelt, dem verkrusteten Leben herauszukommen. Wir müssen helfen, befreiende Erfahrungen machen zu können.

Da das eigene Dorf eingeflochten ist in die weltweiten Zusammenhänge (Wolfsburg - Brasilien), ist die Gefahr dabei, dass diese kleinen Veränderungen kaum durchzuhalten sind. Man steht zu schnell ohnmächtig vor den grossen Machtzentren. Man hat nicht genügend Einfluss, um bis dahin wirken zu können.

Es ist die Aufgabe, aus diesen kleinen Veränderungen die Menschen zusammenzusuchen, die konstant an dieser Befreiungsarbeit bleiben können, damit der Versuch nicht auf den kleinen Ebenen stecken bleibt. Die kleinen Schritte müssen verzahnt werden mit den notwendigen grossen Schritten, die in die gleiche Richtung gehen. Beides ist notwendig: Veränderung im persönlichen Bereich und Strukturveränderungen. Beide beeinflussen sich gegenseitig. Sie müssen im Dialog miteinander verbunden werden. Z.B.: Bin ich fähig, im Streik mich solidarisch zu verhalten, wenn meine Familienverhältnisse nicht in Ordnung sind?

Fragen an die Kirche

Sehen die Kirchenleitungen ihren Spielraum nicht zu klein? Nutzen sie ihre Freiheit nicht zu wenig?

Wird nicht eine Entpolitisierung der Pfarrer, bewusst oder unbewusst, dadurch erreicht, dass Pfarrer die Notwendigkeit sehen oder gezeigt bekommen, ihre vielfältige Gemeindefarbeit qualifizierter zu tun, und deshalb die entsprechenden Fortbildungsmöglichkeiten wahrnehmen. Dadurch werden sie aber ganz aufgesaugt. Das Handlungsfeld wird eingeengt. Das gesellschaftliche Umfeld kommt nicht mehr vor. Muss das nicht bewusst gemacht werden?

Jedes Arbeitsfeld (Kirche, Partei, Gewerkschaft) hat die Tendenz, die dort Engagierten total zu beanspruchen. Ein Überschreiten in zwei Bereiche ist sehr schwer auf Grund der zeitlichen Beanspruchung.

Woher kommt die Existenzangst der Kirchen? Woher kommt der Drang, alles zur Ruhe zu bringen, was nach aussen hin als Unruheherd erscheinen könnte?

Fragen, die sich aus diesem Gespräch ergeben haben

Es wurde die Notwendigkeit der Erarbeitung und des Entstehens von Alternativen sichtbar, vom persönlichen Bereich über den nationalen bis zu dem internationalen Bereich. Welche Funktion kann dabei das Arbeitszentrum Mainz der Gossner Mission haben?

Wie will die Gossner Mission mit ihren Erfahrungen in der Industriearbeit auf die zunehmenden Belastungen von Kirchengemeinden durch industrielle Entwicklungen (Arbeitslosigkeit, Rationalisierung) eingehen?

Wie kann der Handlungsspielraum für missionarische Vorstösse in urbaner und Industriemission (UIM) gegenüber etablierten Institutionen wie Kirche und Gesellschaft ausgedehnt werden?

d) Gruppe 4: Hilfe oder Teilnahme

Gruppenleiter: Hans Grothaus
Berichterstatteerin: Dorothea Friederici

Unser Thema haben wir in drei Schritten erarbeitet:

Teilnahme hier, vor Ort:

Teilnahme der Kuratoriumsmitglieder an der Arbeit der Mitarbeiter;

Teilnahme der leitenden Mitarbeiter an den Problemen der anderen Mitarbeiter hier im Mainzer Haus;

Teilnahme an den Problemen der Arbeitnehmer, aber auch der Arbeitnehmer an denen der Arbeitgeber.

Dabei zeigte sich, dass echte Teilnahme nur möglich ist durch das Kennenlernen der Alltagsprobleme. Dazu braucht es echte und ehrliche Information. Um diese zu erlangen, braucht man den Einsatz von Zeit.

Bei dieser Art der Teilnahme wird die eigene Existenz, das eigene Sein nicht auf's Spiel gesetzt. Christliche Teilnahme in missionarischem Kontext setzt aber die eigene Existenz auf's Spiel.

Beispiel: Das Salz, das sich auflöst, um den Geschmack zu geben.

Als Jesus dem Zöllner, der Hure und anderen Aussenseitern der Gesellschaft begegnet, stellt er seine gesellschaftliche Existenz auf's Spiel, und geht auf sie ein. Er gibt sich aber nicht selbst auf, sondern stellt sich so dar, dass der andere sich an ihm aufrichten kann. Das ist die Teilnahme Gottes an uns.

Wir kamen dann zu der Frage: "Wer ist unser missionarisches Gegenüber hier in Mainz?"

Da die Tradition hier die existentielle Teilnahme an den Problemen der Arbeiter war, liegt es nahe, dass wir dort wieder anknüpfen. Wir stellen zur Diskussion, ob dieses nicht dort am besten geschieht, wo unsere ehemaligen Mitarbeiter, die jetzt in der Industrie arbeiten, diese Aufgabe schon praktizieren.

Teilnahme unserer Übersee-Partner an unserem Geschick

Die Einladung an unsere Partner, an unserem Denken teilzunehmen, muss deutlich werden. Das Denken, das sich mit den Konsequenzen unserer materialistischen Welt befasst, also Energieprobleme, gestörte Ökologie, Atomisierung unserer Zeit und unserer persönlichen Beziehungen, muss zu einem Problembewusstsein unserer Partner im Hinblick auf das, was in der Entwicklung erstrebenswert ist, werden.

Beispiel: Unsere technisierten Krankenhäuser und unsere Erkenntnis dieser Fehlentwicklung.

Im Laufe dieser und der weiteren Diskussion wurde uns deutlich, dass echte Teilnahme automatisch Hilfe in sich einschliesst.

Wir sprachen dann über das Problem, wie wir diese echte Teilnahme z.B. bei oekumenischen Besuchern wecken können, damit sie nicht falsche Bilder über uns aufbauen. Uns wurde deutlich, dass jedes oekumenische Besuchsprogramm eine gute Vorbereitung haben muss, welches unsere Partner auf unsere Leiden und Probleme hinweist.

Beispiel: Nicht nur die Wunder der technischen Welt zeigen, sondern auch die Probleme der Industrialisierung für die Menschen erklären.

Wir fragten uns, ob wir nicht oft durch die Aufzählung unseres entwicklungspolitischen Engagements, unserer Erfolge in der sozialen Absicherung etc. unsere geistigen Verluste kompensieren wollen, z.B. die fehlende Lebendigkeit der Gemeinden verdecken durch die erfolgreichen Entwicklungsprojekte. Um Teilnahme zu ermöglichen, ist Ehrlichkeit geboten.

Beispiel: Eine afrikanische Studentengruppe besuchte eine Jugendgruppe, freute sich an dem "social gathering", fragte nach dem Fehlen des gemeinsamen Gebets und der Bibelarbeit. Das erzeugte grosse Betroffenheit bei der Jugendgruppe, und es kam zu langen Diskussionen.

Teilnahme am Geschick unserer Partner in Übersee

Wir unterteilten in

- a) Teilnahme am menschlichen, materiellen Geschick
- b) Teilnahme am geistlichen, kirchlichen Dasein.

Dabei stellten wir fest, dass Teilnahme und damit Hilfe, auch materieller Art, sowohl Abhängigkeiten wie Unabhängigkeiten schaffen kann.

Materielle Hilfe allgemein schafft Abhängigkeit, aber materielle Hilfe nach gemeinsamer Situationsanalyse, in der der betroffene Partner sich voll einbringt und einen Lernprozess vollzieht (oft unbewusst), kann zur Eigenständigkeit führen.

Beispiel: Der Bauer, der eine Hacke braucht, 35,-- Rs beantragt und nicht vollständig bekommt, sondern stattdessen mit ihm seine Situation diskutiert wird, so dass er schliesslich feststellt, wieviel von den 35,-- Rs er selbst einbringen kann unter Aufwendung aller seiner Kraft!

Die Schwierigkeit der Frage unserer Partner nach unserer Legitimität, solches zu fordern und uns selbst dann zu entziehen, machte uns zu schaffen.

Teilnahme und Hilfe muss auch heissen "Gemeinsames Durchleiden".

Beispiel: Bewässerungsprojekt Siatwinda - Erfolg erst viele Jahre nach dem Misserfolg.

Beispiel: Schwester Monika berichtete, wie sie das Vertrauen von ca. 40 Dorfhebammen erwarb, als sie mit einer zu einer Entbindung ging und ihr Versprechen, nichts zu tun, sondern nur zu beobachten, hielt. Dieses stille Zupacken war sehr schwer, weil schliesslich die Mutter zu spät in ein Krankenhaus gebracht wurde. Die Versuchung einzugreifen, war gross, aber das 'leidende Stillesein' war schliesslich der Grund dafür, dass diese und fast 40 andere Dorfhebammen regelmässig an Fortbildungskursen teilnahmen.

In der geistlich-theologischen Kommunikation empfanden wir eine Kluft zwischen uns und den Partnern. Es scheint, als sei die theologische Diskussion vor fast 200 Jahren stehengeblieben.

Das soll nicht heissen, dass unsere "Atheismus-Problematik" übertragen werden soll, sondern dass "in geradezu diakonischer Kleinarbeit theologische, sachliche Diskussionen angeboten werden müssen", und zwar im Kontext und miteinander.

Teilnahme ist also auch diesem Gebiet ein Wagnis und Risiko für uns, aber zugleich eine Möglichkeit, gemeinsam zu lernen.

3. Schlussdiskussion

Die Schlussdiskussion im Plenum entzündete sich noch einmal an der These, Übersee-Jahre seien Lernjahre für den Missionar. Wenn man davon ausgeht, dass wir in der einen Welt Gottes leben, dann darf der Überseeaufenthalt nicht zum Sandkastenspiel degradiert werden. Andererseits gibt es auch für unsere Übersee-Partner bei uns etwas zu lernen und zu bewirken. Lern- und Wirkungsfelder gibt es überall, für uns ebenso wie für unsere Partner. Welche Formen von Partnerschaft können wir entwickeln, damit die Entwicklungen hier und in Übersee korrespondieren?

Partnerschaft, Teilnahme, Lernen in Übersee stellen die Praxis der Kurzzeitverträge in Frage. Sind sie nicht unverantwortlich? Reicht die Vorbereitung, wie sie etwa von DÜ angeboten wird, aus? Müssen nicht neben den Mitarbeitern, die für einige Jahre in Übersee mitarbeiten, auch andere ausgesandt werden, die unbegrenzt im Gastland bleiben? Ist wirklich die Vertragsdauer entscheidend? Ist es nicht vielmehr die Grundhaltung, dass einer bereit ist, sein Leben zu hinterfragen auf Grund der Begegnung mit fremdem Leben? Kann dieser Lernprozess bei Kurzzeiteinsätzen auch nach der Rückkehr noch stattfinden? Wollen aber unsere Partnerkirchen in Übersee Mitarbeiter auf Lebenszeit?

Können Freundschaft- oder Studienreisen so organisiert werden, dass sich dabei Menschen begegnen und voneinander lernen? Können gemeinsames Bibellesen oder gemeinsame Seminare, etwa über Entwicklungsfragen, dazu beitragen?

Wie können Christen und speziell Missionsgesellschaften daran mitwirken, dass festgelegte Grenzen überschritten werden, dass das Zusammenleben menschlicher und verbindender wird? Wie müssen die alternativen Lebensformen aussehen und welchen Beitrag könnte etwa die Gossner Mission dazu leisten?

Wie kann die existierende Angst vor Veränderungen überwunden werden? Welchen Beitrag kann die Gossner Mission leisten, um den Menschen behilflich zu sein, ihre Belastungen zu tragen?

Wie können Impulse zu einer Befreiung gegeben werden in der Familie, in der Arbeitswelt, in der Kommune, in der Oekumene.

Wie können wir erreichen, dass die kleinen Schritte der Praktiker und die grossen Schritte auf strukturelle Veränderungen hin korrespondieren?

Hat die Gossner Mission nicht selbst die Grenzen stärker betont als grenzüberschreitende Signale gesetzt, als sie die Mitarbeiter von Mainz entliess und sich für Ruhe und Normalisierung entschied? Hat die Frage nach der Grenze die Kirche in den letzten Jahrzehnten nicht weit mehr beschäftigt als die Frage nach der Mission, der grenzüberschreitenden Bewegung?

Übereinstimmend wurde festgestellt, dass die Erfahrungen, die die ehemaligen Mitarbeiter, die jetzt in Kostheim zusammen wohnen, im Betrieb und zu Hause als Industriearbeiter sammeln, für das Arbeitszentrum der Gossner Mission von entscheidender Bedeutung sind. Es soll darum versucht werden, mit ihnen ein Gespräch darüber zu führen, wie ihre Erfahrungen in die Arbeit der Gossner Mission eingebracht werden können. Dazu sollen auch die ehemaligen Kuratoren Dr. Krapf und Riess eingeladen werden.

In der Industrie- und Sozialarbeit im Rahmen der EKD fehlt bisher die Stimme der Gossner Mission. An dieser Stelle könnte das Arbeitszentrum eine wichtige Funktion im Inland haben und in diesem Zusammenhang die weltweiten Strukturprobleme bewusst zu machen helfen.

IV. Zusammenfassung

Aus den Gruppen- und Plenumsdiskussionen haben sich einige Schwerpunktthemen ergeben, die uns in Zukunft vorrangig beschäftigen müssen:

1) Dialog und Teilnahme

Dialog braucht Zeit. Um die Fragen unseres Gesprächspartners hören und verstehen zu können, müssen wir vertraut mit ihm werden. Das gilt im Blick auf unsere Partner in Übersee ebenso wie im Blick auf unsere Partner unter den Industriearbeitern hier. Die Kontinuität der Partnerschaft muss nicht nur für die Institution, sondern auch für den einzelnen Mitarbeiter sichergestellt sein. Teilnahme am Schicksal des Partners wird von uns leicht einseitig erlebt, als ob nur unser Partner unsere Teilnahme brauchte, aber nicht wir die seine. Wie können wir Partnerschaft lernen ohne eine solche Bevormundung? Wie können wir uns der Situation unseres Partners möglichst vorbehaltlos aussetzen und wie kann unsere Situation unserem Partner verständlich werden? Es fehlen bisher die Instrumente für einen Dialog in der Theologie wie in Entwicklungsfragen.

2) Grenzüberschreitung als Erneuerung

Immer wieder hindern uns selbst gezogene Grenzen an dialogischer Evangelisation. Das gilt für einzelne wie für Kirchen. Darum können wir kaum missionarisch wirken. Wir wollen uns mit Arbeitern solidarisieren, aber wir arbeiten nicht mit in den Betrieben, ja wir sprechen nicht einmal kontinuierlich mit Arbeitern. Wir wollen Partner der Gossnerkirche sein, aber wir finden uns damit ab, dass diese keinen Dialog mit den Hindus führt. Viele solcher Grenzen sind uns bewusst.

Das Überschreiten bisheriger Grenzen, Kennzeichen missionarischer Existenz, wird meist als gefährlich und bedrohlich empfunden. Die Angst vor der Grenzüberschreitung wird umso grösser, je unmittelbarer die eigene Existenz als gefährdet erscheint. Existenzängste sind zur Zeit stark ausgeprägt. Wie können wir Mission als Grenzüberschreitung so erleben, dass sie uns befreit statt ängstigt? Wie können wir bei der Überwindung von Existenzängsten mithelfen? Welche Veränderungen im persönlichen Bereich und in den weltweiten Strukturen sind dazu notwendig? Wie können persönliche und strukturelle Alternativen miteinander in Verbindung gebracht werden?

3) Partnerschaft und Glaube

Seit kurzem setzt unsere Begründung für weltweite Partnerschaft nicht mehr bei der Barmherzigkeit ein, sondern bei unserem Glauben an den Schöpfer und die eine unteilbare Schöpfung. Partnerschaft wird dadurch zu einer Frage der Mitverantwortung für Gottes Schöpfung und der gerechten Verteilung der Schöpfungsgüter. Zugleich aber kann Partnerschaft dadurch zu einer ethischen Norm, zu einer schweren Aufgabe, einer Last werden. Darum müssen wir Partnerschaft ebenso begründen in unserem Glauben an Jesus Christus, an Gottes Liebe zu allen Menschen, an die Erlösung aller Menschen aus ihrer Sünde. Dadurch wird Partnerschaft als Weltverantwortung zu einem befreienden Erlebnis, zur Gemeinschaft der begnadigten Sünder, die in Gott ihren gemeinsamen Vater erkennen. Schliesslich ist Partnerschaft auch begründet in unserem Glauben an den heiligen Geist, an die weltbewegende und weltverändernde Macht der Liebe, an die Gemeinschaft der Heiligen. Dadurch wird Partnerschaft zu einem eschatologischen Ziel, auf das hin wir vom Geist Gottes in Bewegung gesetzt werden. Ein umfassendes Verständnis von Partnerschaft hängt an seiner umfassenden theologischen Begründung.

<u>Teilnehmer</u>	<u>Gruppe</u>
1. Ahrenz, NMZ	1 / 5
2. Beckmann, EKHN, nur zeitweise anwesend	
3. Borns-Scharf, Kuratorium	3
4. Dohrmann, Frankfurt	4
5. Dröge, Kuratorium	2
6. Ehlers, Kuratorium	3
7. Gohlke, Kuratorium	4
8. Grothaus, Kuratorium	4
9. Gruhn, EMW	4
10. Gutknecht-Stöhr, Konvent	3
11. Hecker, Kuratorium	1 / 5
12. Hertel, Kuratorium, (Abreise am Abend des 1.Tages)	
13. Kern, Kuratorium (zeitweise)	
14. Clotz, Konvent	2
15. Lakra, Köln,	4
16. Löffler, Kuratorium	3
17. Peters, Kuratorium	4
18. Sachau, ELM	2
19. Scharf, Kuratorium	1 / 5
20. Schmelter, Kuratorium	2
21. Schnellbach, EMS (Abreise am 2.Tag)	
22. Schröder, Kuratorium	3
23. Schutzka, Bad Berneck	4
24. Seeber, Kuratorium	2
25. v.Stieglitz, Kuratorium	1 / 5
26. Vögeli, Kuratorium	2
27. Wagner, Kuratorium	2
28. Weissinger, EKHN (am ersten Nachmittag)	
29. Drewes, Stuttgart (Abreise am 2. Tag)	
30. Hollenweger, Birmingham	(in verschiedenen Gruppen)
31. Dejung, Gossner Mission	2
32. Friederici, Gossner Mission	4
33. Kriebel, Gossner Mission	1 / 5
34. Mische, Gossner Mission	1 / 5
35. Petri, Gossner Mission	3
36. Jähn, Gossner Mission	1 / 5

Protokoll

der Sitzung des Kuratoriums der Gossner Mission am 16./17. Januar 1979

in Mainz

Anwesend:

Kuratoren Herr Bischof i.R. D.Scharf DD, Berlin (Vorsitz),
Frau P. Borns-Scharf, Eschborn,
Herr P. Dröge, Bielefeld,
Herr P. Gohlke, Lübbecke,
Herr Prof. Dr. Grothaus, Flensburg,
Herr P. Hecker, Karlsruhe, (für Herrn Dr.Singh),
Herr Dipl.-Ing. Hertel, Ludwigsburg,
Herr Dr. Löffler, Hamburg,
Herr LSP i.R. Peters, Celle,
Herr P. Plasse, Tündern (für Herrn Dr.Smid),
Herr OKR Dr. Runge, Berlin,
Herr P.Schmelter, Lemgo,
Herr Sup.Dr.v.Stieglitz, Dortmund,
Herr Vögeli, Genf,
Herr Prof.Dr.Wagner, Neuendettelsau,

Stellvertretende
Kuratoren ohne
Stimmrecht

Frau Dr. Seeber, Berlin

Mitarbeiter Herr P. Dr. Dejung, Mainz,
Frau Friederici, Mainz,
Herr P. Kriebel, Berlin,
Herr P. Mische, Berlin,

Gäste Frau Dejung, Mainz,
Herr P. Hollm, Berlin,
Herr P. Petri, Wiesbaden.

Tagesordnung

TOP 1 a) Indien
b) Nepal
c) Mainz
d) Zambia
e) Gemeindedienst

TOP 2 Kuratoriumswahl

TOP 3 Finanzen

TOP 4 a) Hausverkauf - Berlin
b) Südafrika-Kommission
c) Missionsrat des Berliner Missionswerkes
d) Termine

Es wird beschlossen, die Sitzung am 16.1. abends mit dem Indienbericht zu beginnen.

TOP 1 a) Indien

Kriebel und Peters erläutern den von ihnen vorgelegten Reisebericht.

Der Bericht und die Ergänzungen werden vom Kuratorium positiv aufgenommen als wirkliche Hilfe, die schwierige Situation in der Gossnerkirche besser zu verstehen und zu würdigen. Nach längerer sachlicher Aussprache faßt das Kuratorium wie folgt sein Verhältnis zur Gossnerkirche zusammen:

1. Die Gossner Mission wird sich in den Streit innerhalb der Gossnerkirche nicht einmischen. Sie wird aber auch nicht eine mögliche Kirchenspaltung gutheißen können.
2. Die Beziehungen zur Gossnerkirche bleiben in ihrer Gesamtheit aufrechterhalten mit der Absicht, "we don't want to loose friends". Dies schließt mit ein, daß die finanzielle Unterstützung wie bisher erfolgen wird und die Beziehungen zu den Gemeinden durch Besuche vertieft werden.
3. Bei Anträgen auf Projektfinanzierung soll eine Sachdiskussion darüber angestrebt werden, welche Ziele mit diesen Projekten verfolgt werden und welche Bedeutung diese Projekte für die Gemeinden und ihre missionarischen Aufgaben haben.
4. Wenn führende Vertreter der NW-Kirche Beziehungen auch zu anderen Partnern, etwa in den USA wünschen, so wird dies nicht als diskriminierend empfunden. Das Kuratorium möchte sich jedoch nicht unter Druck setzen lassen, sondern will in Ruhe mit den zuständigen Verantwortlichen der Partnerkirche darüber reden. Langfristig erscheint es dem Kuratorium sinnvoll, die Beziehungen zur Gossnerkirche auf einer multilaterale Basis zu stellen.
5. Die Gemeinden in Deutschland, die die Arbeit der Gossner Mission unterstützen, sollen in geeigneter Weise über den Konflikt in der Gossnerkirche unterrichtet werden.
6. Das Kuratorium drückt nach wie vor sein Befremden darüber aus, daß die Partner aus der "NW-Kirche" sich auf ein Gespräch über die Präambel nicht einlassen wollten, weil sie der Meinung sind, daß die Präambel nur die Wahrheit ausspricht, während in ihr faktisch die Schuld an einer Kirchenspaltung einseitig andern Anchals und der Gossner Mission zugeschoben wird.

Mittwoch, 17.1.79

Die Sitzung beginnt um 9.15 Uhr mit Schriftlesung und Gebet durch den Vorsitzenden. Anschließend gedenkt der Vorsitzende der verstorbenen langjährigen Kuratoren, Pfarrer Dr. Paul-Willy Hess und Pfarrer Horst Dzubba, und würdigt ihre Bedeutung und Mitarbeit in der Gossner Mission.

b) Nepal

Herr Kriebel unterstreicht in Ergänzung zum Reisebericht den besonderen Beitrag, den die Gossner Mission innerhalb der United Mission to Nepal leistet:

1. Die Gossner Mission legt das Schwergewicht ihrer Arbeit auf Verbundprojekte, die die Entwicklung "von unten" in den Dörfern fördern sollen, um die Initiative der einheimischen Bevölkerung zu stärken. Dies ist ein Kontrastprogramm gegenüber den Großprojekten, wie sie von manchen Gruppen innerhalb der UMN bevorzugt werden (Wasserkraftwerke, Sperrholzfabrik). Das Kuratorium

betont die Notwendigkeit der Aktivität der Gossner Mission in Nepal, um auf diese Weise Einfluß auf die Arbeit der UMN zu nehmen.

2. Die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen theologischen Gruppierungen ist problemlos im Gegensatz zu Europa, wo die theologischen und bekenntnisgeprägten Gegensätze oft unversöhnt hochgespielt werden.

Das Kuratorium hält es für eine wichtige Aufgabe, diese schon zur Tradition gewordene gute ökumenische Kooperation in Nepal trotz unterschiedlicher theologischer Überzeugungen auch für den europäischen und speziell deutschen Kontext fruchtbar zu machen.

Mit Befremden nimmt das Kuratorium zur Kenntnis, daß im "headquarter" der UMN ein versteckter Rassismus der europäischen Mitarbeiter gegenüber Nepalesen praktiziert wird. Nach Auffassung des Kuratoriums könnten gerade die Mitarbeiter der Gossner Mission bewußt dieser Verhaltensweise entgegenwirken und mit dazu beitragen, daß das Verhältnis zu den Nepalesischen Christen eine andere Qualität annimmt. Das Kuratorium erwägt ferner, nach Nepal auch noch mehr Mitarbeiter als bisher zu entsenden, wenn es erforderlich ist und geeignete Mitarbeiter gefunden werden. Bevor jedoch eine definitive Entscheidung über die Ausweitung der Arbeit in Nepal getroffen wird, soll der Bericht der Delegation abgewartet werden, die im April 1979 nach Nepal reist.

Allgemein scheint in Nepal eine dem Christentum aufgeschlossene Gruppe zu existieren, ohne daß sich genau bestimmen ließe, wie einflußreich sie ist und wie viele zu ihr gehören. Offiziell wird von allen Seiten Zurückhaltung geübt, um das Religionsverhältnis, das durch staatliche Gesetze geregelt ist, nicht unnötig zu belasten.

c) Mainz

Herr Dejung berichtet über den augenblicklichen Stand der Planungen und Strategieüberlegungen. Er umreißt die derzeitige Situation wie folgt:

1. Die Arbeit kann nicht einfach dort wieder einsetzen, wo sie beendet wurde, weil noch viele "Trümmer" weggeräumt werden müssen.
2. Die konkreten Arbeitsvollzüge sind zur Zeit noch nicht klar zu beschreiben.
3. Der Kontakt zu den Schichtarbeitern ist verlorengegangen. Auch die Beziehung zu den Gewerkschaften ist neu aufzubauen. In Zukunft gilt es, diese Beziehungen von der Basis aus zu entwickeln.
4. Das Team in Mainz befindet sich deshalb immer noch in der Phase des Sondierens und der Vorüberlegungen.
5. Allgemein zeigt sich: Der Erwartungsdruck ist gross und eine Schwierigkeit ist, auf divergierende Erwartungen einzugehen.
6. Das Verhältnis zu den ehemaligen Mitarbeitern ist in der zurückliegenden Phase gesucht worden.

Frau Springe und Herr Symanowski halten sich bewusst zurück, obwohl gerade Frau Springe Bereitschaft bekundet, in konkreten Fällen ihren Rat zur Verfügung zu stellen.

Mit den Herren Geller, Pohl und May gibt es persönliche Kontakte. Ihre Erfahrungen in den Betrieben könnten für die zukünftige Arbeit bedeutsam werden, sofern sie bereit sind, diese in die Programme des Zentrums einzubringen.

Die Aussprache zeigt Eingikeit darin, daß der Austausch von Personen die schwierige Aufgabe nicht lösen wird, sondern daß es entscheidend darauf ankommt, wie die Sachfragen aufgegriffen und behandelt werden. Dabei sollte zunächst klein angefangen werden.

Da der Beirat für Mainz aufgelöst worden war, wird empfohlen, ein neues Beratungsgremium einzusetzen.

Der schon gebildete Ausschuß des Kuratoriums soll vor der nächsten Kuratoriumssitzung tagen, um dem Kuratorium im April bei seiner nächsten Sitzung konkrete Vorschläge für die Arbeit der nahen Zukunft zu unterbreiten. Diesem Ausschuß gehören an: Frau Borns-Scharf, die Herren Runge, Kern, Löffler, Vögeli und Ehlers.

Dem Kuratorium wird mitgeteilt, daß im EKD-Haushalt 1979 die 50.000,- DM für die UIM in Mainz gestrichen sind.

Es wird beschlossen, daß Mainzer Mitarbeiter zusammen mit Herrn Peters und Herrn Kriebel persönlich bei der Kirchenkanzlei in Hannover vorsprechen und mit dem Finanzreferenten verhandeln, damit die EKD-Mittel auch weiterhin für Mainz gezahlt werden. Es soll klargemacht werden, daß die EKD eine Verpflichtung gegenüber der UIM-Arbeit hat und aus dieser Verantwortung nicht entlassen werden kann. Dem Verwaltungsausschuß soll das Ergebnis dieses Besuches mitgeteilt werden.

Das Verhältnis zwischen Gossner-Mainz und Gossner-Berlin ist ausführlich in dem Vorbereitungspapier für das Seminar (Bericht aus Mainz, Nr.5) behandelt worden. Das Kuratorium begrüßt diese verstärkte Zusammenarbeit. Es wird in diesem Zusammenhang unterstrichen, daß ein regelmäßiger Besuch aus Übersee nach Mainz wünschenswert sei, um ein neues Problembewußtsein für die analogen Probleme zu wecken und um die Arbeit in den Gemeinden in neuer Weise zu qualifizieren.

d) Zambia

Herr Mische berichtet, daß zur Zeit keine nennenswerten Schwierigkeiten in der Arbeit des GST existieren, daß im Gegenteil das Team von der Bevölkerung akzeptiert werde und das Klima unter den Mitarbeitern gut sei.

Herr Kriebel informiert das Kuratorium, daß nun endlich ein project-administrator berufen werde. Dies sei ein von der Gossner Mission immer gewünschter wichtiger Schritt zu einer Zambianisierung des Gwembetal-Projektes. Trotzdem wurden Bedenken laut, ob auf diese Weise, "von oben" einen Regierungsvertreter zu berufen, der Zambianisierungsprozeß tatsächlich gefördert oder nicht eher abgeblockt werde. Denn es wurde schon längst ein anderer Weg "von unten" über die Bildung von Genossenschaften gewählt, um die Bevölkerung direkt für ihre eigenen Belange mitbestimmen und mitentscheiden zu lassen. Die Genossenschaften bestimmen ihre Vertreter, die die Interessen der Bevölkerung gegenüber der Regierung wahrnehmen. Es kann also durchaus sein, daß durch die Berufung eines offiziellen Regierungsbeamten neue Spannungen entstehen, die den Mitbestimmungsprozeß "von unten" hemmen.

e) Gemeindedienst

Herr Mische kommentiert seinen Kurzbericht über den Gemeindedienst. Vor allem wird in der anschließenden Aussprache die besondere Situation der Gossner Mission in Berlin erörtert,

wo die Gossner Mission schlecht vertreten ist und kaum zum Zuge kommt. Es wird berichtet, daß engere Kontakte zwischen den Referaten "Gemeindedienst" des Berliner Missionswerkes und der Gossner Mission entwickelt werden in der Hoffnung, daß sich dies auch für die Gossner Mission in ihrer Berliner Arbeit positiv auswirken wird. Herr Hollm drückt die Bereitschaft des BMW aus, an einer Verbesserung der Beziehungen mitzuwirken.

Dem Kuratorium wird mitgeteilt, daß im Mai und Juni je zwei ökumenische Gäste aus Nepal, Indien und Zambia in die Bundesrepublik eingeladen sind. Die Kuratoren sollen schriftlich benachrichtigt werden, wo diese Gäste in Gemeinden eingesetzt werden.

TOP 2

Kuratoriumswahl

Das Kuratorium stimmt dem Vorschlag des Stabes über das Wahlverfahren für die Wahl des neuen Kuratoriums zu. Danach gilt:

- a) Dieselben Landeskirchen wie bisher entsenden einen Vertreter und Stellvertreter.
- b) Jedes Kuratoriumsmitglied, das nicht ausdrücklich bis zur Aprilsitzung auf eine erneute Kandidatur verzichtet hat, gilt als Kandidat.
- c) Auch Mitarbeiter können Vorschläge machen.
- d) Das Schreiben von Pf. Soreng vom 11.12.78 wird zur Kenntnis genommen und beraten. Anschließend wird beschlossen, daß die Gossner Mission wie bisher aufgrund der geltenden Satzung für das neue Kuratorium einen indischen Vertreter der Gossnerkirche beruft. Darüber hinaus sollen mit der Gossnerkirche neue Formen der kontinuierlichen Beratung gemeinsam entwickelt werden, um wirkliche Partnerschaft zu praktizieren. Herr Scharf und Herr Peters erklären, daß sie aus Altersgründen nicht wieder für das Kuratorium kandidieren werden.

TOP 3

Finanzen

- a) Aus technischen Gründen kann ein vorläufiger Haushaltsabschluß für 1978 noch nicht vorgelegt werden. Mündlich wird vorgebracht, daß der Haushalt von 1978 sich bei 1,887 Millionen an Ausgaben bewegt, das bedeutet, daß etwa 70.000,- DM weniger ausgegeben worden sind als veranschlagt.
- b) Die Vorlage über erwartete Mindereinnahmen 1979 und vorgeschlagene Sperrungen 1979 wird genehmigt. Der Verwaltungsausschuss wird ermächtigt, Entsperrungen in 1979 vorzunehmen, wenn es erforderlich wird und die Finanzlage es erlaubt.

TOP 4

a) Hausverkauf - Berlin

Herr Kriebel berichtet über Vorgespräche mit dem Berliner Missionswerk und teilt mit, dass man sich in allen Detailfragen genähert habe, so dass dem Verkaufsabschluss nichts mehr im Wege stehe. Er hat sich dadurch verzögert, weil rechtlich noch unklar war, wie das Berliner Missionswerk im Grundbuch verankert werden kann. Nach Auskunft von Herrn Hollm sollen die strittigen Fragen mit dem Berliner Konsistorium erörtert und befriedigend gelöst sein.

Aus zeitlichen Gründen kann über die Wiederanlage des Erlöses

vom Hausverkauf nicht weiter beraten werden. Der Verwaltungsausschuß wird beauftragt, entsprechende Vorschläge zu erarbeiten.

Zwei Kriterien nennt das Kuratorium:

1. Der Verwaltungsausschuß soll den Rat von kompetenten Finanzfachleuten einholen.
2. Es sollen auch Vorschläge für alternative Formen der Geldanlage berücksichtigt werden, die im Zusammenhang mit der Diskussion über den neuen Lebensstil gemacht worden sind.

Das Bild von Fries im Gossner-Saal soll zunächst am alten Platz hängen bleiben. Dies sichert Herr Holm zu. Sollte es notwendig werden, daß das Bild einmal an einer anderen Stelle aufgehängt werden muß, bleibt es auf jeden Fall im Besitz der Gossner Mission. Entsprechend soll Herr Dr. Berg durch den Vorsitzenden unterrichtet werden.

b) Südafrika-Kommission

Jochen Riess kann aus gesundheitlichen Gründen die Gossner Mission nicht mehr in der SA-Kommission der EKD vertreten. Herr Riess soll gebeten werden, dies dem Kuratorium schriftlich mitzuteilen. Für diesen Fall wird Herr Dejung einstimmig gewählt, diese Aufgabe in Zukunft wahrzunehmen.

c) Missionsrat des Berliner Missionswerkes

Herr Dzubba war für die Gossner Mission Mitglied des Missionsrates des BMW gewesen, dessen Amtsdauer am 9. September 1979 endet wird. Einstimmig wird Herr Dr. Runge berufen, diese Aufgabe bis zur Wahl eines Nachfolgers durch das neue Kuratorium vorübergehend wahrzunehmen.

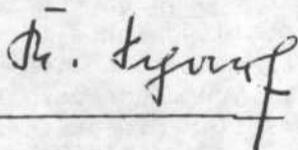
d) Termine

Die nächsten Sitzungstermine sind:

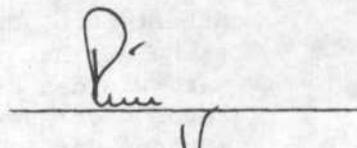
am 26./27.4.79 in Berlin
am 14./15.9.79 in Hannover

p.s. Dieses Protokoll gilt als genehmigt, wenn nicht innerhalb eines Monats nach Versand schriftlich Einsprüche bei der Geschäftsstelle in Berlin eingehen.

Berlin, den 19. Februar 1979



D. Kurt Scharf DD
Vorsitzender



Dr. Uwe Runge
Schriftführer

Else Furthmüller

1/29 Thapathali
UMN P.O.Box 126
Kathmandu, Nepal

November 1978

Village-Experience in Lamachaur bei Pokhara

Zum Sprachkurs der UMN gehört auch ein 4-wöchiges "village-experience". Wir sollen nach 2 1/2 Monaten Sprachkurs in Kathmandu das Gelernte im Alltag anwenden und vertiefen können. Jeder Student wird in einer nepalesischen Familie untergebracht, wo er für Zimmer und Essen selbst bezahlt. Der Student nimmt, soweit es ihm möglich ist, am Alltag einer Hindufamilie teil; er hilft bei der Haus- oder Feldarbeit und sucht durch Gespräche und viele Kontakte zur Dorfbevölkerung einen Einblick zu bekommen, um dadurch die Menschen und ihre Probleme besser verstehen zu können. Während des Village-experience sind deshalb täglich nur 2 Stunden Sprachunterricht.

An einem Samstagmorgen um 7 Uhr ging es dann los. 6 - 7 Stunden Busfahrt standen uns bevor. Im Rucksack hatte ich nur das Allernötigste eingepackt und mit etwas gemischten Gefühlen sah ich dem Abend entgegen.

Die Fahrt von Kathmandu nach Pokhara war interessant und abwechslungsreich. Größtenteils führte die Straße an Flüssen entlang, und die Landschaft bot ein vielfältiges Bild mit Terrassenfeldern aus Reis, Mais, Hirse und ab und zu Zuckerrohr. Viele kleine Dörfer schienen an die steilen Berghänge geklebt zu sein.



Terrassenfelder

Lamachaur, das Dorf, in dem eine Gruppe von uns untergebracht war, liegt gut eine Stunde Fußmarsch außerhalb von Pokhara am Fuße des Anapurnamassives. Kurz vor Einbruch der Nacht (18 Uhr) kam ich dann in meiner "Bleibe" an. Da ich von dem langen Tag ziemlich müde war, nahm ich nicht mehr viel wahr, und nachdem ich kurz mit meinen Gastgebern gesprochen hatte und meinen ersten "Daal-Bhaat" zu mir genommen hatte, ging ich ins Bett. Ich wollte mir das Ganze bei Tageslicht genauer ansehen und mich orientieren.

Ich wohnte in einem "Chetrihaus" (Chetrie - Kriegerkaste). Meine Gastgeberin war eine Chetriwitwe mit 4 Kindern. Der Sohn war Primary-School Teacher und nur am Wochenende zu Hause, die 3 Mädchen wohn-

ten im Haus. Die älteste Tochter war 16 Jahre. Sie hatte nur 1 Jahr die Schule besucht. Sie half der Mutter bei der Haus- und Feldarbeit. Die 11-jährige ging zur Schule und die jüngste (7 Jahre) trank gelegentlich noch an der Mutterbrust. Meine Gastgeberin war Analphabetin und etwa 40 Jahre alt. Ein kleines, mit rotem Lehm bestrichenes Haus nannte sie ihr eigen. Davor war eine kleine Veranda und ein kleiner Hof. Den unteren Teil des Hauses bildete die Küche und der Aufenthaltsraum. Von der Veranda aus ging eine Tür (Bretterverschlag) zu meinem Zimmer. Es war 2 x 3 m groß und hatte ein 50 x 30 cm großes Loch als Fenster, das mit Gitterstäben versehen war. Im Zimmer war ein Holzgestell mit einer dünnen Strohmatten als Bett und eine Ablage. Strom und Wasser gab es nicht. Deshalb bin ich zum Wäsche- und Haarewaschen immer zum nahegelegenen Fluß gegangen.

Am Sonntagmorgen wachte ich um 5 Uhr auf und war wie "gerädert". Draußen krächte schon der Hahn und sämtliche Hausbewohner schienen schon aufgestanden zu sein. Da es noch recht kühl war, zog ich es vor, auf dem harten Bett noch ein bißchen auszuharren.

Nach dem Aufstehen nahm ich dann mein erstes Bad im Freien vor dem Haus. Was ich dazu benötigte? Einen Eimer Wasser, Seife und eine Portion Ruhe und Gelassenheit, damit ich den neugierigen Kinderaugen hinter meinem Rücken standhielt. Meine Toilette, ein Erdloch, habe ich dann auch gefunden. Es gab zwei Möglichkeiten dahinzugelangen: über eine 1 Meter hohe Steinmauer oder über die Miste.

Mein Zimmer war gleich neben dem Kuhunterstand und die vielen Fliegen in meinem Zimmer waren ab und zu eine richtige Plage, abgesehen von den Flöhen! Nach dem Aufstehen bekam ich ein Glas Tee, und um ca. 9.30 Uhr gab es dann die erste Mahlzeit: Daal-Bhaat (Reis-Linsen-Gemüse). Ich saß dazu im Schneidersitz auf einer Strohmatten, den Teller mit Reis und die 2 Schälchen mit Linsen und Gemüse vor mir. Und dann ging es los: das erste Hindernis, mit der Hand musste ich essen. Nicht vergessen - mit der rechten Hand! Dann musste ich alleine essen. Die übrige Familie schaute interessiert zu, ob ich es auch richtig machte. Der Hahn kam hereinspaziert. Die Katze schien Mitleid mit mir zu haben. Sie wollte mir Gesellschaft leisten und sogar aus meinem Teller mitfressen. Das fand ich nun wieder nicht so das Wahre und verteidigte meinen Daal-Bhaat und aß doch lieber alleine. Die Tauben, die im Aufenthaltsraum ihre Nester hatten, flatterten ab und zu aufgereggt umher und sorgten für eine gesunde Schicht Staub auf meinem Essen.

Von Montag bis Freitag hatte ich von 7-9 Uhr Schule und aß also erst nach der Schule. Auf dem Weg zur Schule hatte ich immer einen herrlichen Blick auf das Anapurna-massiv mit dem Machapucchere ("Matterhorn Nepals"). Es war ein grandioses Schauspiel, wenn die Sonne aufging und die Schneegipfel in voller Pracht anstrahlte.

Nach der Schule konnte ich tun und lassen, was ich wollte. Die ersten Tage habe ich abwartend geschaut und beobachtet - welche Bräuche gibt es, was tun die Bewohner und was nicht. Im Hinduismus gibt es in dieser Hinsicht sehr viele und strenge Vorschriften, so daß man als Außenstehender mehr als einmal ins Fettnäpfchen treten kann. Beispielsweise muß man vor Betreten des Hauses immer die Schuhe ausziehen; ich durfte den Bereich, in dem das Essen zubereitet wurde, nie betreten.... Daneben erkundete ich das Dorf, in dem ich Spaziergänge machte, mit Kindern sprach, mit zum Wasserholen ging, den kürzesten Schulweg suchte.....

Es dauerte 2 Wochen bis ich mich an das harte Bett gewöhnte; zuvor fühlte ich mich oft nach dem Aufstehen müder als vorher. Dazu kam noch, daß weder Stuhl noch Tisch im Haus vorhanden waren. Ich hätte nicht gedacht, daß es ohne diese Gegenstände so anstrengend sein könnte. Auch in der Schule saßen wir nur auf solchen Strohmatten und stöhnten nach jeder Stunde.

So allmählich wurde der Daal-Bhaat auch eher ein notwendiges Übel, der uns zweimal täglich gereicht wurde (morgens und abends ca. um 18.30 Uhr, dazwischen nur eine Tasse Tee). Ich vermisste vor allem zwischendurch etwas Süßes, z.B. ein "Gselsbrot" (Marmeladenbrot). In Kathmandu hatte ich bei nepalesischen Freunden vorzüglichen Daal-Bhaat genossen und dem konnte der hier servierte nicht standhalten. Der Reis war oft verkocht, es gab ab und zu fast kalten Daal-Bhaat und dann kaum Abwechslung im Gemüse. 2 mal bekam ich Fleisch. Das erste Mal war mein "Wecker", der Hahn geschlachtet worden. Ich freute mich auf das Fleisch, bis ich dann sämtliche Gurgeln und ein Stück Hahnenkamm fand - und da verging mir der Appetit. (Wenn ich diese Stücke nicht gesehen hätte, hätten sie mir womöglich vorzüglich geschmeckt. Die armen Leute hier können es sich einfach nicht leisten, soviel wegzuwerfen, wie wir es tun!!)

Die ersten 10 - 14 Tage hatte ich am Tage kaum eine Minute Ruhe, immer war jemand um mich herum. Meist waren es Kinder. Einige folgten mir zu Beginn sogar zur Toilette. Es schien sie einfach zu interessieren, wozu ich dort ein Stück "gelbes Papier" brauchte. Ach ja, bei mir gab es für die Kinder ja so viel Interessantes und Kurioses:

Die Wäscheklammern, meine Seifenbox, meine Bürste, dann hatte ich d r e i Schreibstifte, und abends zündete ich manchmal v i e r Kerzen an. Das war einfach nicht verständlich - solch eine Verschwendung! Dabei hatte ich doch (wie ich meinte) nur das "Aller-notwendigste" mitgenommen, und trotzdem hörte ich immer wieder, wie "reich" ich doch sein müsste! - Und sie hatten recht! Denn sie konnten es nur mit dem vergleichen, was sie hatten, und das war grob gesagt das, was sie am Leibe trugen - die Kleider oder eher Lumpen und dann der Schmuck an Nase, Ohren und den Händen.



Kindergruppe in Nepal

Die wenigsten der Älteren (vor allem Frauen) konnten lesen und schreiben. Heute noch gehen nur wenig Mädchen zur Schule (die ersten 3 Jahre sind schulgeldfrei), weil sie auf kleinere Geschwister aufpassen müssen oder bei der Feldarbeit als Arbeitskraft gebraucht werden. Kurz: Sie plagen sich von morgens bis abends nur um zu überleben! (Das trifft vor allem auf die Frauen zu; die Männer arbeiten lange nicht so hart).

Mein Village-Aufenthalt fiel in die Zeit der Reisernte und so gab es mehr als genug zu tun. Wenn ich am Morgen von der Schule kam, waren die Leute schon auf dem Feld und kehrten erst bei Einbruch der Nacht zurück. Ich war zweimal beim Reisernten dabei und fand es ganz schön anstrengend. Zuerst mussten wir eine Stunde zum Feld gehen.



Reisernte

Als ich dann zaghaft begann, mit der Sichel Reis zu schneiden, beobachteten die Frauen kritisch und neugierig mein Bemühen. Sie hatten ihren Spass und eine Mordsgaudi, als sie meine etwas ungelenken Bewegungen sahen. Die Frauen sind bei der Reisernte sehr fröhlich - sie schwatzen und singen Lieder und lachen viel. Überhaupt erinnerte mich diese Zeit an die Heuernte zu Hause! Das Hauptthema unserer Unterhaltung war natürlich - Heirat! Wie alt ich sei? Warum ich noch nicht verheiratet sei? Wann ich zu heiraten gedenke? Wen ich heirate? Wieviele Kinder ich haben werde?.....

Es passierte mir auch oft auf der Strasse, daß ich nach meinem Ehemann gefragt wurde. Die Aussage, daß meine Eltern für mich noch keine Heirat arrangiert hätten, brachten dann die Fragerei schnell zu einem Ende.

Gegen Abend sah man immer die Frauen vom Feld heimkehren, beladen mit einem Riesebündel Stroh. Die Last hatten sie

mit dem Stirnband befestigt und trugen sie auf dem Rücken (wie auch das Wasser). Ich habe mal ein "kleines" Bündel ein Stück weit getragen (was 8 - 10 jährige Kinder tragen), und es war ganz schön anstrengend. Meine Halsmuskeln sind dazu viel zu schwach! Auf ebener Strasse ging es ja noch, aber auf den schmalen Trampelpfaden an den Berghängen war es fast ein Kunststück für mich.

Am Abend nach dem Essen sassen wir noch zusammen vor dem Haus und unterhielten uns. Die Mädchen sangen und tanzten ab und zu, auch ich mußte einige deutsche Lieder singen. Einige Nachbarsfrauen kamen ab und zu, um mit meiner Gastgeberin, zu der ich "Mutter" sagen durfte, eine Zigarette zu rauchen und ein bißchen zu schwatzen (95 % der Frauen im Dorf rauchen).

Kurz nach 20 Uhr ging ich dann meist in mein Zimmer, da die anderen auch schlafen gingen. Meist war ich auch so müde, daß ich gleich schlafen ging. Bei Kerzenlicht zu lernen war einfach auch nicht so das Wahre.

Ich habe auch 2 Festivals miterlebt, die im Haus gefeiert wurden, und einmal bin ich mit zum Haus des Priesters gegangen, wo eine Art Gottesdienst stattfand.

Meist erhielt ich auf meine Fragen, warum und wieso drei Feste gefeiert werden, keine Antwort. Man feiert aus Tradition und freut sich anstatt zu hinterfragen. (Aber wir machen es ja auch zum Teil so. Mancher würde bei uns auch in Verlegenheit geraten, wenn er erklären müsste, warum wir an Weihnachten einen Weihnachtsbaum haben und warum der Osterhase an Ostern die Eier legt!)

Während der Tiharfesttage spielten die Männer und Buben an allen Ecken und Enden Glücksspiele, und es wurde oft um recht hohe Beträge gespielt. Glücksspiel ist an diesen Tagen von Regierungsseite erlaubt.

Abends gingen Kinder und Frauen von Haus zu Haus tanzten und sangen, dafür erhielten sie Früchte, Reis oder Geld. Einmal wurde ich um 3 Uhr nachts geweckt, als sie vor unserem Haus sangen und tanzten und einen Mordsradau machten.

Gerade während des Festes wurden mir die Härte und Strenge mancher Bräuche bewusst, ebenso die starke patriarchalische Struktur der Gesellschaft. Die 16 jährige Tochter hatte ihre erste Menstruation. Sie musste deshalb 15 Tage lang in einem Nachbarhaus in einem dunklen Raum alleine sein und konnte kaum mit jemandem sprechen. Das Essen wurde ihr ins Zimmer geschoben. Danach durfte sie weitere 5 Tage das Elternhaus nicht betreten - sie saß immer abseits, aß außerhalb des Hauses, mußte alleine zum Futterholen gehen und wurde natürlich auch von dem Fest ausgeschlossen.

Ich fand das furchtbar und hatte richtig Mitleid mit ihr. Nach diesen Tagen nahm sie dann ein Bad. Sie bekam neue Kleider und konnte danach wieder am Alltag voll teilnehmen.

Gott sei Dank werden wir als Frauen im Westen in dieser Hinsicht nicht diskriminiert!!

Ich war froh, als die 4 Wochen ihrem Ende zugingen, und ich freute mich auf Kathmandu. Ich freute mich auf einen Stuhl und einen Tisch, auf warmes Wasser und auf eine Toilette, in der ich nicht jedesmal tausende von Würmern herumkrabbel sah und vieles andere mehr.

Am meisten gefreut habe ich mich, Martin und Inge Anhorn zu treffen und mit ihnen wieder "schwäbisch zu schwätze !"

Ich bin froh, daß ich diesen Einblick ins Dorfleben machen konnte und dadurch hautnah die Probleme und Sorgen der Menschen erleben konnte. So eng werde ich wohl kaum mehr mit einer nepalesischen Familie zusammenleben! Da ich ab Mitte Dezember in einer Dorfhochschool unterrichten werde, bin ich hoffentlich durch diese Erfahrungen mehr sensibilisiert und kann meine Schüler, die aus solchen Dörfern und Verhältnissen kommen, besser verstehen.

Dezember 1978

1. Rundbrief

NAMASTE, liebe Freunde

Nun bin ich schon vier Monate in Nepal. Mein Sprachkurs ging am 1.12. zu Ende, nachdem ich einen Abschlusstest geschrieben hatte. Bis zum 8.12. läuft nun noch ein abschliessendes "Orientierungsprogramm" der UMN, das während des Sprachkurses schon begonnen hatte. Hierbei erhalten wir einen Einblick und Information über Land, Leute, Kultur, Religion, Geschichte, Regierung und die Arbeit der UMN.

In den ersten Monaten wohnte ich in einem der Gästehäuser der UMN in Kathmandu. Wir waren der bis jetzt grösste Sprachkurs der UMN mit 30 Sprachstudenten aus 8 verschiedenen Ländern, von 15 verschiedenen Organisationen gesandt.

Kurzer Steckbrief unserer Gruppe:

Alter: 25 Jahre bis ca. 55 Jahre, dazu 9 Kinder, 3 davon unter einem Jahr.

Berufe: Krankenschwestern, Hebammen, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Verwaltungsangestellte und Lehrer/Sozialarbeiter.

Herkunftsländer: Canada, Deutschland, England, Finnland, Philippinen, Japan, Schweden und USA.



Sprachgruppe von Singha Durbar

Das Programm der UMN Sprachschule ist meines Erachtens recht gut. Nach nur 4 Monaten können wir schon beachtlich viel reden und verstehen. Dabei mussten wir, die 'Erstklässler' beginnen und ein neues Alphabet und auch andere Ziffern lernen. Sieben Lehrer unterrichteten uns täglich 3 Stunden (1 Einzelstunde und 2 Kleingruppenstunden). Nach der Schule mussten wir zu Hause nochmal 2-3 Stunden lernen - Vokabeln pauken, Lesen und Schreiben üben, Grammatik lernen und Sprachkassetten anhören. Mein 'Village-experience', Dorf-Erfahrung, in Lamachaur, über das ich ja schon berichtet habe, gehörte auch zum Sprachkurs.

Nun ist auch dieser letzte Teil der Vorbereitung abgeschlossen, und in Kürze werde ich KTM verlassen und an einer mir zugewiesenen Oberschule 'General Science', Naturwissenschaft, unterrichten.

Mein Grossgepäck ist schon auf dem Weg nach Amp Pipal, wo ich am 16.12. gleich mit meiner Lehrtätigkeit beginnen muss.

In vielen Briefen wurde ich gebeten, ein bisschen ausführlicher über Nepal im Allgemeinen zu berichten und das möchte ich nun versuchen:

Einige Strukturdaten:

Staatsform: konstitutionelle Hindu-Monarchie, 1969 als Königreich gegründet

Reg.-form: Panchayat-Demokratie parteienlose Demokratie

Bevölkerung: ca. 12,5 Mill. Einwohner, davon arbeitet ca. eine Million außerhalb des Landes.

Bev.-struktur: 24 Volksstämme, davon 2/3 indo-arischen Ursprungs, die dem Hinduismus angehören. 1/3 tibeto-burmesischen Ursprungs, meist Anhänger des Mahayana-Buddhismus

offizielle Staatsreligion: Hinduismus, allen nepalesischen Staatsangehörigen ist das Wechseln der Religion verboten

Staatsprache: Nepali in Devanagiri Schrift, etwa 50 % sprechen Nepali als Muttersprache

Fläche: 145 302 qkm lang und 200 km breit, etwa halb so groß wie BR Deutschland: liegt zwischen Indien und China, ca. 1/7 = 19 000 qkm sind landwirtschaftlich genutzt, keine nennenswerten Rohstoffvorkommen

geographische Gliederung: von Süden nach Norden in 3 Zonen einteilbar

- (1) Terai - Ausläufer der Ganges Tiefebene, dichtes Dschungelgebiet heute die Kornkammer des Landes
ist sommerlichen Monsunregen stark ausgesetzt - Überschwemmungen
- (2) Churiaberge - Hügelzone bis 4.000 meter steile Hänge und enge Flusstäler mit den Hochtälern von Kathmandu, Pokhara und Surkhet
- hier wohnt der Großteil der Bevölkerung
- (3) Gebirgszone des Hochhimalaya (mit Mt.Everest)
- nur dünn besiedelt, stark vergletschert
- Schneegrenze 5.000 ,

Infrakstruktur: Straßennetz - ca. 2.000 km Straße
Eisenbahnnetz - 2 Stichbahnen im Terai
Flugverbindungen: ein internat. Flughafen in KTM
5 Flughäfen sind im Ausbau
20 Landestrecken sind in der Trockenzeit benutzbar

Medien: Rundfunk und Presse, Fernsehen gibt es bis jetzt noch nicht

Schulsystem: es besteht keine Schulpflicht
Grundschule (1 - 3) ist schulgeldfrei
1/3 der Kinder im Grundschulalter besucht die Schule
Etwa nur die Hälfte der Kinder kommt über das erste Schuljahr hinaus, unregelmässiger Schulbesuch,
Schulwesen befindet sich im Ausbau, Schwerpunkt Lehrerbildung
einzige Universität des Landes befindet sich in KTM.
Rund 88 % der Bevölkerung (über 15 J.) sind Analphabeten.

Gesundheitswesen: öffentl. Gesundheitsdienst ist noch unzureichend. Mangelnde Hygiene und fehlende sanitäre Einrichtungen fördern das Ausbreiten von Krankheiten.
Hohe Sterblichkeit unter Säuglingen da unzureichende und einseitige Ernährung
Tuberkulose, Typhus und Krankheiten der Atmungs- und Verdauungsorgane sind am häufigsten, Lepra
1974 gab es für je 5.000 Menschen ein Krankenhausbett und einen Arzt für 30.000 Menschen in Nepal.

Das soll nun für heute genug an Strukturdaten und allgemeinen Informationen sein. Dafür möchte ich Euch noch ein bißchen von meinen Erlebnissen und Erfahrungen hier in Kathmandu erzählen:

Als ich hier vor vier Monaten ankam, sah ich alles noch mit "deutschen Augen" und verglich alles mit Deutschland. So blieb mir auch trotz guter Vorbereitung der be-

sagte "Kulturschock" nicht erspart. Ich fühlte mich manchmal ins Mittelalter oder dann wieder in ein Märchen von 1001 Nacht versetzt - auf alle Fälle hatte ich manchmal den Eindruck, daß ich alles nur träume.

Heute muß ich manchmal lachen oder mich schon wundern und verstehe mich selbst nicht mehr, wenn ich die Tagebucheinträge der ersten Wochen nachlese.

"Nepal ist anders" so könnte ich kurz und treffend ausdrücken, was ich erlebt habe und noch erlebe. Gegensätze prallen hier an allen Ecken und Enden aufeinander:

- die Himalayas, die das Kathmandutal umgeben und die terrassierten Reisfelder sind ein geradezu paradiesischer Anblick.
- das Fehlen sanitärer Anlagen und Abfallbeseitigung, das die Straßen zu "Toiletten" und Abfallplätzen macht. Oft bekommt man den penetranten Gestank aus der Nase nicht mehr weg.
- die unzähligen Tempel und Götter, die das Stadtbild und das Leben der Bevölkerung prägen. Das alltägliche Leben ist hier untrennbar mit dem Hinduismus und dem religiösen Leben verbunden.
- das ist ein totaler Gegensatz zu unserer Säkularisierung und unserer christlich geprägten Kultur.
- die alten Häuser mit wundervoll geschnitzten Holzfenstern und die Schnitzereien an den Tempeln zeugen von hohem handwerklichen Können und Geschicklichkeit in der Vergangenheit, heute scheinen sie zu verfallen und die Kunst scheint auszusterben.
- das Straßenbild wird geprägt von Kühen (die immer Vorfahrt haben), Fahrradrikschas, modernen japanischen Autos und Menschen, die schwere Lasten auf dem Rücken tragen oder Karren von Hand schieben.
- in der Altstadt findet man in den engen Basarstraßen kleine Krämerläden, in denen es noch alles offen gibt, daneben sind kleine Handwerksbetriebe (Schmiede, Schreiner, Schuhmacher) und Stoffläden.
- Im modernen Teil reihen sich die Büros der Fluggesellschaften und Andenkenläden für die Touristen, sowie Läden und Boutiquen nach westlichem Muster
- Hippies und Neckermanntouristen, Expeditionen und Forschungsreisende fühlen sich gleichermaßen von Nepal angezogen und prägen das Stadtbild.
- 5-Sterne-Hotels mit Swimmingpool und Casino neben lausigen Hippiespelunken und dazwischen kleine Nepalihäuser und große alte Ranapaläste aus der Vergangenheit.

Desgleichen ist auch die "United Mission to Nepal" eine Einrichtung, die wohl auf dem Gebiet der kirchlichen Entwicklungshilfe einmalig ist. 30 Missionsgesellschaften aus 15 Ländern haben sich zusammengeschlossen und bilden die UMN. Die UMN arbeitet hier in Nepal auf Vertragsbasis mit der Regierung. Die Mitarbeiter arbeiten im Bereich Gesundheit, Erziehung und Entwicklung (technisch und agrarisch).

Ich sehe mich hier nicht nur mit der nep-hinduistischen Kultur konfrontiert, sondern genauso mit der teilweise ganz anderen religiösen Sozialisation meiner Kollegen in der Mission. Leider

mußte ich da bei mir feststellen, daß es mir gar nicht leicht fällt, Angehörige der eigenen Religion, also Mitchristen, zu tolerieren und auch liebend anzunehmen. Ja, ich habe noch viel zu lernen, das merke ich immer wieder.



Tea-shop

Wie schon erwähnt, ist es für Nepalis nicht erlaubt, den Glauben zu wechseln und der United Mission ist es auch verboten, zu evangelisieren. Selbst diese strenge Gesetzgebung hindert aber die christliche Kirche in Nepal nicht, sich immer zu vergrößern. Heute zählt sie etwa 2.500 Christen in ganz Nepal. Im vergangenen Sommer gab es wieder eine Verhaftungswelle unter Christen in Butwal/Terai und die Sache ist heute noch nicht abgeschlossen, wenn die Leute inzwischen auch wieder aus dem Gefängnis herausgekommen sind.

Diese Erfahrung bzw. das Miterleben, für seinen Glauben eingesperrt zu werden und eventuell auch in beruflicher Hinsicht Einbußen und Schikanen hinnehmen zu müssen, hat mich sehr nachdenklich und betroffen gemacht. Ich musste mich fragen, ob ich solche Situationen auch aushalten könnte, ohne umzufallen und nachzugeben.

Ich habe hier auch erstmals erfahren, was es heißt, zu einer religiösen Minderheit zu gehören - unsere christlichen Feste wie Weihnachten oder Ostern werden hier nicht gefeiert, ich meine, es sind nicht automatisch freie Tage. Ich muß so dieses Jahr an Weihnachten in der Schule unterrichten und das ist schon sehr ungewohnt für mich. Für die nepalesischen Christen ist es natürlich viel schlimmer und schwerer, denn sie sind von den Festen des Hinduismus ausgeschlossen, und das ist fast gleichzusetzen mit Ausschluß aus dem gesellschaftlichen Leben.



Kinder in Nepal

Ich werde in Amp Pipal ein ganz anderes Nepal kennenlernen, als ich es bisher von Kathmandu her kannte. Amp Pipal wird jedoch für ganz Nepal viel typischer sein, als hier das Leben in einer Großstadt.

Das fängt schon damit an, daß es keine Straße nach Amp Pipal gibt und ich nach fünf Stunden Busfahrt noch acht Stunden zu Fuß bergauf gehen muß. Strom und fließend Wasser gibt es nicht, und auch die Schule wird wohl sehr verschieden sein zu den unseren in Deutschland.

Was ich wohl am meisten in der ersten Zeit brauchen werde, ist Geduld, Offenheit, offene Ohren und gute Augen, viel Humor und Eure Fürbitte!

So, das wäre es mal fürs erste von mir.

Ich hoffe, meine Ausführungen waren nicht zu langatmig, daß Ihr schon nach der Hälfte den Brief aus der Hand gelegt habt.

Vielen Dank all denen, die mir schon geschrieben haben und denen ich noch nicht geantwortet habe. Ich hoffe, es hiermit getan zu haben. Danke auch für Eure Bereit-

Ich möchte nun noch ein bißchen über meine zukünftige Tätigkeit berichten. Als Lehrerin gehöre ich dem "Education-Board" der UMN an. Die UMN arbeitet auf dem Erziehungsgebiet in Kathmandu, Pokhara und im Gorkha-District. Gorkha liegt westl. von Kathmandu zwischen Kathmandu und Pokhara.

Die UMN hat keine eigenen Missions-schulen mehr, alles sind Regierungsschulen. Im Gorkhadistrict hat die UMN eine Vereinbarung mit dem Erziehungsministerium getroffen, an verschiedene Dorfschulen ausländische Lehrer hinzusenden, die im Bereich der Sekundarstufe unterrichten. Hier besteht ein grosser Mangel an Englisch, Mathe- und naturwissenschaftlichen Lehrern.

In meinem Falle sieht es nun so aus, daß ich an die Oberschule nach Amp Pipal komme, wo ich "General Science" unterrichten soll. Ich werde an dieser Schule die einzige nichtnepalesische Lehrkraft sein und muß natürlich von Anfang an in Nepali unterrichten.

schaft, durch Geldspenden den Menschen hier in Nepal zu helfen. Darf ich Euch bitten, falls ihr etwas spenden wollt, dieses über die Gossner Mission zu tun. Sie unterstützt einige Stipendienprogramme und Studentenprogramme hier in Nepal. Wenn Ihr den Vermerk "für Nepal" hinzufügt, dann kommt es auch hierher. Ich habe im Augenblick noch zu wenig Überblick, wem man direkt helfen könnte. Vielleicht, wenn ich einige Zeit in Amp Pipal bin und die Situation dort besser kenne und auch einschätzen kann.

Ich hoffe nun, daß Ihr ein ruhiges und fröhliches Weihnachtsfest verbracht habt und wünsche Euch allen Gottes Segen für das neue Jahr 1979, Kraft und Freude für Eure Aufgaben.

Eure
Else Furthmüller

Postanschrift, die auch für Amp Pipal gilt:

Else Furthmüller
UMN P.O.Box 126
Kathmandu
NEPAL

Konten der Gossner Mission:

Postscheckkonto Berlin West Nr. 520 50-100

Berliner Bank (BLZ 100 200 00) Kto. 0407480700

Bildungseinrichtungen , von der Primarschule bis zur Universität, ist frei.-
Breit angelegte Alphabetisierungskampagnen in den letzten Jahren haben 100 000de erfaßt.- Die Erwachsenenbildungsstätten (ähnlich unseren Heimvolkshochschulen) erhöhen sich sprunghaft(von 57 im 1976 auf 115 im Jahre 1979) und erfreuen sich großen Zuspruchs.



TANSANIA

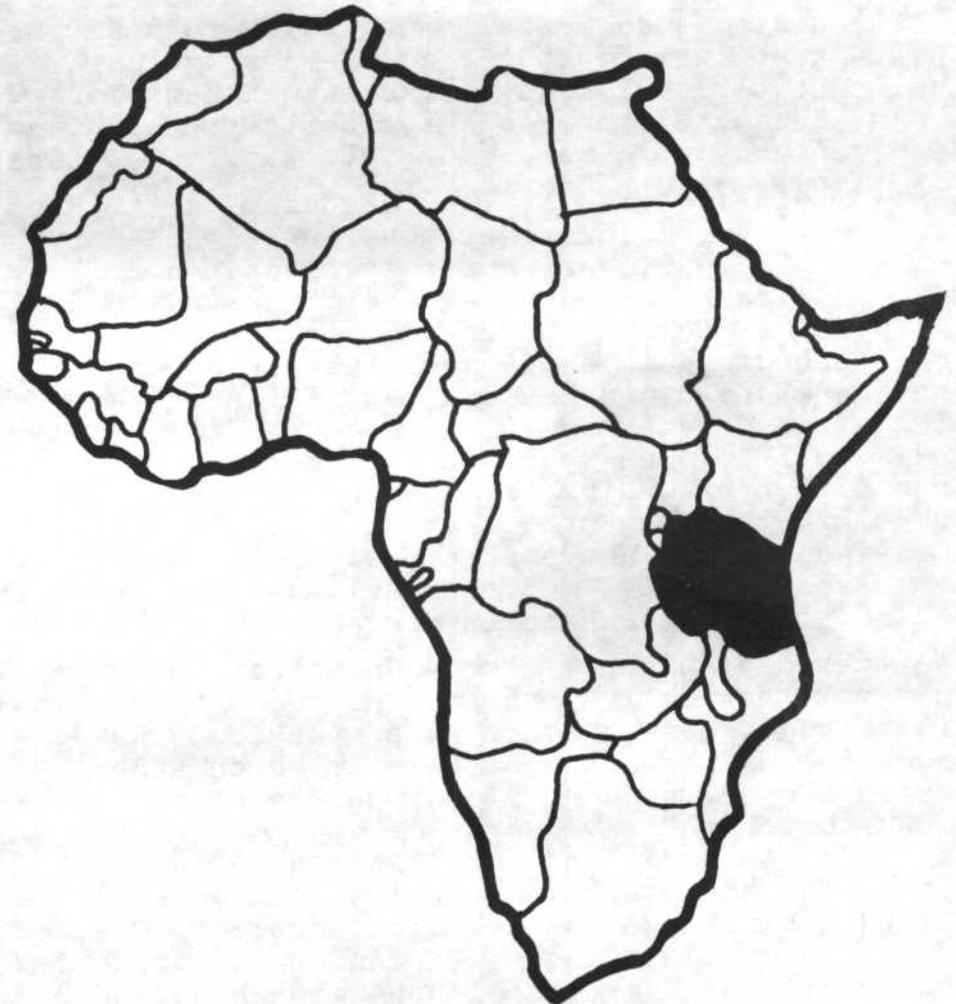
Unsere Partner in Tanzania, von denen wir die kunstgewerblichen Waren beziehen, sind zusammen - geschlossen in der "Tanzania Handicrafts Marketing Corporation", einer Tochter der SIDO= Small Industries Development Organisation.- Die Aufgabe dieser staatlichen Einrichtung ist

a) die Beratung und Koordinierung von kleinen ländlichen Handwerker- oder Kunstgewerbegruppen vorzunehmen

b) den Aufkauf und die Vermarktung ihrer Produkte zu betreiben.

Wir sind mit dieser Organisation deshalb im Kontakt, weil wir wissen, daß über sie staatlich garantierte Preise an die einzelnen Produzenten gelangen und halten daher die Unterstützung dieser staatlichen Genossenschaftsbewegung für wichtig.

Ferner ist diese Organisation bestrebt, durch ihre Beratungs- und Aufkaufstätigkeit Produktionsgruppen auf dem Lande Entwicklungschancen zu geben und so dem Sog zur Stadt entgegenzuwirken.



so/dez 78



DRITTE WELT LADEN

Laden: Turm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche

Geschäftsadresse: Handjerystr. 19/20,
1000 Berlin 41, Tel. 851 30 61

TANZANIA- gehört zu den 25 ärmsten Ländern der Erde - 4 mal so groß wie die Bundesrepublik - 90 % Landbevölkerung .

"UHURU na UJAMAA " - "Eigenständigkeit und Sozialismus", das sind die beiden Eckpfeiler, auf die sich die Entwicklung des Landes Tanzania stützt.

Eigenständigkeit/Unabhängigkeit(self-reliance)-das ist das Ziel der Erziehung auf jeder Ebene, sowie auch Leitlinie politischen Handelns. -

Ujamaa-(Großfamilie) ,- der aus afrikanischer Tradition stammende Sozialismus (keine europäische Kopie!-darauf wird Wert gelegt!) - das ist der gesellschaftliche Rahmen afrikanischen Zusammenlebens: Gegenseitiger Respekt, Arbeitsverpflichtung für jeden und der gemeinsame Besitz an Basisgütern.

Es war ein mühsamer Weg zur Unabhängigkeit: Erst unter deutscher Kolonialherrschaft("Deutsch-Ostafrika") bis 1918, dann unter englischer bis 1961 - das rassistische Überlegenheit ausstrahlende Auftreten der Kolonialherrn und die wirtschaftliche Ausbeutung förderte nicht gerade eigenständiges Denken und Handeln der Afrikaner. Wie jedes afrikanische Land trägt auch Tanzania schwer an diesem Erbe. Was über Generationen hinweg vorenthalten bzw. "hinunterentwickelt" wurde, nämlich "eigenständige Entwicklung", läßt sich nicht in wenigen Jahren umkrepeln bzw. nachholen. Umso beachtenswerter muß beurteilt werden, was sich in den letzten 10 Jahren in diesem Land getan hat:

- Weitgehende außenpolitische Unabhängigkeit von den westl. bzw östl. Großmächten,-auch nicht China! Dafür mag der bezeichnende Ausspruch des Präsidenten Julius Nyerere stehen: "Wir erlauben auch unseren besten Freunden nicht, unsere Feinde für uns auszusuchen!"

- Als 95%iges Agrarland hat Tanzania keine große wirtschaftliche Stärke aufzuweisen. In der Kolonialzeit wurden rießige Monokulturen angelegt: Tee, Kaffee, Baumwolle, Sisal . Die Außenwirtschaft ist heute somit auf die erheblichen Schwankungen des

Weltmarktpreises dieser Produkte angewiesen.(Im Falle von Sisal kommt hinzu, daß er völlig von der Kunststoffindustrie verdrängt wurde.)- Um die Abhängigkeit der Landbevölkerung davon zu mindern und die Produktivität der Landwirtschaft zu fördern, unternimmt die Regierung große finanzielle Anstrengungen, den Anbau und die Bewirtschaftung zu "diversifizieren", d.h. je nach Beschaffenheit des Bodens möglichst unterschiedliche Produkte anzubauen bzw. unterschiedliche Viehzucht zu fördern und die Landwirtschaft primär auf den Eigenbedarf einer gesunden Ernährung auszurichten.- Ferner wurden, um der hoffnungslos ärmlichen, isoliert siedelnden Landbevölkerung zu einem besseren Lebensstandard zu verhelfen, sog. "Ujamaa-dörfer" gegründet, in denen sich Krankenstation, Brunnen, Schule, Läden, Lager, Maschinen und Kneipe befinden, die alle Gemeinschaftsbesitz sind. Jedes Ujamaa-Dorf hat das Ziel einer weitgehenden wirtschaftlichen Eigenständigkeit. Über diese Hebung des Lebensstandards ist ein gutes Stück "Unabhängigkeit" für das Individuum erreicht: die Nicht-Abhängigkeit von absoluter Armut!

- Eigenständigkeit und Gemeinschaftsdenken spielen auch im Erziehungsprozess eine große Rolle: Jede Schule, ob Primar-oder Sekundarschule oder Erwachsenenbildungsstätte hat ihre eigene Landwirtschaft. Praktische Feld-und Stallarbeit sowie Ernährungslehre haben ihren festen Platz im Stundenplan. Damit soll(en)

- a) die wirtschaftliche Situation der Schule gestärkt werden(die meisten Sekundarschulen z.B. sind Internate!)
- b) die Schüler frühzeitig mit landwirtschaftlicher Arbeit vertraut werden - was jedem Einzelnen nach Schulabschluß generell eine wirtschaftliche und berufliche Sicherheit bietet,
- c) die Bildung von Elitebewußtsein bzw. das Auseinanderklaffen von Arbeitern "am Schreibtisch" oder "mit der Hacke" vermieden und gegenseitige Respektierung eingeübt werden.-

Der prozentuale Anteil der Ausgaben für Bildung aus dem Staatshaushalt ist einer der höchsten aller Länder der Erde : Der Besuch sämtlicher

Bericht über unsere Besuchsreise zur Gossnerkirche
und nach Nepal im November/Dezember 1978

A. INDIEN (5. - 30.11.1978)

1. Stationen der Reise

- 5.11. Bombay, Elefanta-Insel
- 6.11. Calcutta, Visa und Tickets für Assam
Serampore, Kollegium der Theologischen Fakultät
- 7.11. Serampore College
Calcutta

--

- Ranchi, Begrüssung am Flugplatz durch die Gemeinde Hatia und
eine Gruppe des Nordwest-Anchals (Dr.Tiga)
Begrüssung auf dem Church Compound
abends Gespräche mit Abordnung der NW-GELC
- 8.11. Ranchi, Teilnahme am Pastors Refresher Course
Gespräch mit Vertretern der UELCI
abends Gespräch mit Abordnung des KSS
- 9.11. Khuntitoli, Farm und Dispensary
Baghima
Khuntitoli, Gespräch mit Vertretern der Gemeinde und des Farm-Committees
- 10.11. Marcha, Grundsteinlegung für ein Gästehaus
Khunti
Fudi TTC
- 11.11. Nakti
Chakradharpur
Chaibasa
Jamshedpur
- 12.11. Jamshedpur-Sitaramdera, Kirchweihe
Jamshedpur-Mango, Grundsteinlegung für eine Kirche
(Purulia)
Bokaro Steel City

--

- 13.11. Ranchi, (Gossner College)
Theological College
Mandli Punch (lunch)
KSS-Sitzung
Bethesda Women's Training College
GELC-Press
Mahila Samiti (dinner)
Treffen mit Abordnungen von KSS und NW-GELC

--

- 14.11. Rati (Palast)
Lohardagha, Anchal-Gemeinde
NW-GELC-Gemeinde
Gumla

- 15.11. Chainpur
Ambikapur
- 16.11. Ambikapur, Farm
Batauli
Sitapur
- 17.11. Lureg
Sarhapani
Bataikela (NW-Anchal-Gemeinde)
Übernachtung in kath. Station Kunkuri

--

- 18.11. Sundargarh
- 19.11. Sundargarh, Missionsfest
Kunchinda
- 20.11. Gudrapara, kath. Station
Deogarh
Empfang am Strassenrand (wo?)
Amgaon
- 21.11. Amgaon Hospital
- 22.11. Jorabandh, Kirchweihe
Rajgangpur (über Rourkela)
- 23.11. Rajgangpur, Schulen
Bimitrapur
Takarma, Dispensary und Schulen
- 24.11. Govindpur, Gossner School
Tabita School

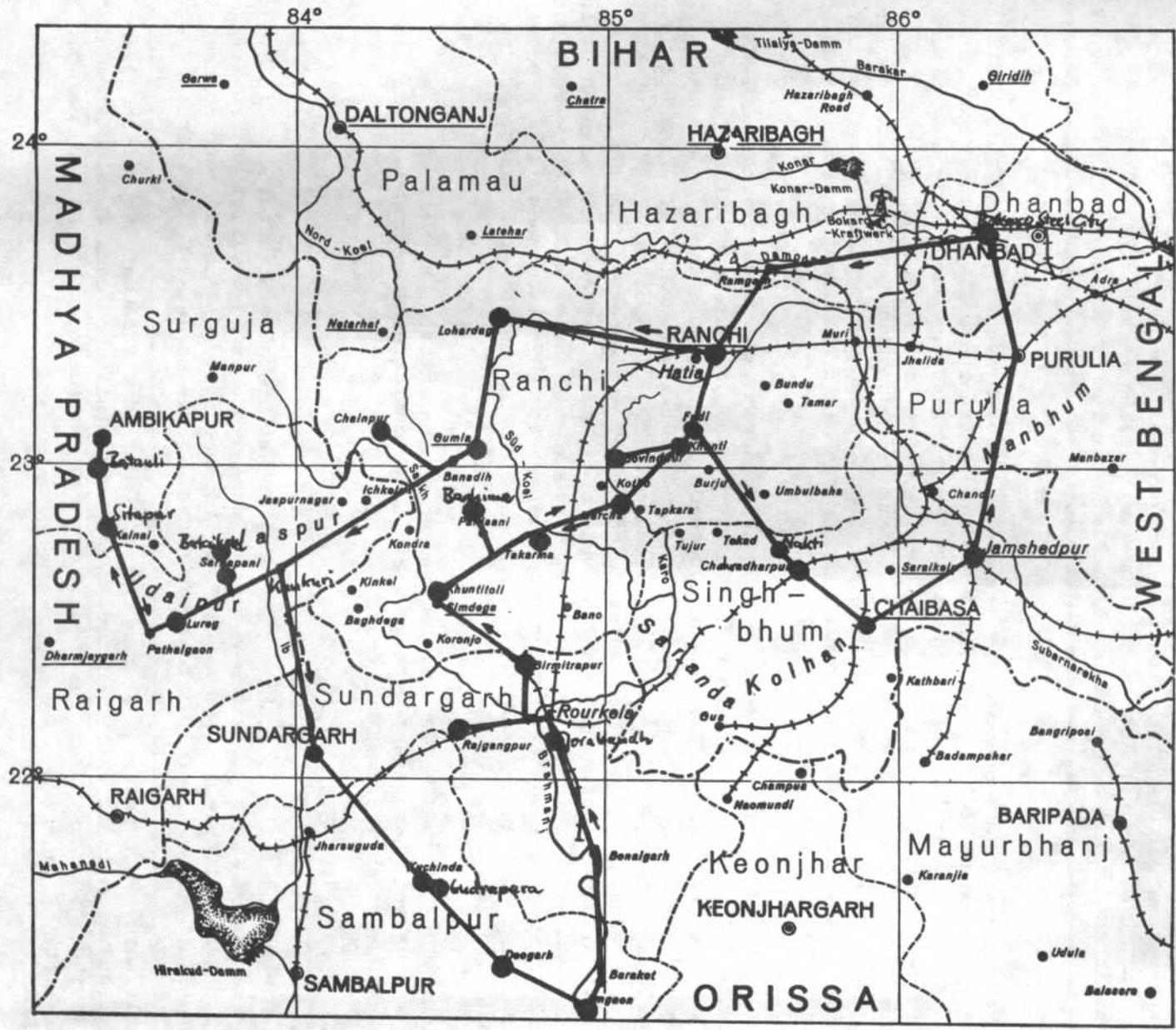
--

Ranchi

- 25.11. Ranchi, Reiseformalitäten
KSS-Sitzung
Treffen mit Abordnungen von KSS und NW-GELC
Frau Parakleta Minz (Kaffee)
- 26.11. Ranchi, Frühgottesdienst
Calcutta, GELC-Gemeinde

--

- 27.11. Gauhati, Visa-Formalitäten
Christianpara
Tezpur
- 28.11. Tezpur
Baithabhangha
- 29.11. Überfahrt über den Brahmaputra
Rongagora in den Mikir Hills, Hostel-Einweihung
Übernachtung in Jorhat
- 30.11. Calcutta, Nachmittag frei



Chotanagpur und angrenzende Gebiete

- Bundesstaaten
- Distrikte
- ~~~~~ Flüsse
- +++++ Eisenbahn
- Distrikts-Hauptort
- *Simdega* Subdivision-Hauptort
- BIHAR**
Bundesstaat
- Sundargarh
Distrikt
- Manbhum*
Landschaft
- ⚡ Kraftwerk
- ~~~~~ Staudamm



Maßstab: 1: 2 200 000

131

2.

Programmplanung

Die Planung des Programms hatten wir im Wesentlichen der Gossnerkirche überlassen, lediglich einige Orte und Einrichtungen genannt, die wir gern sehen wollten, und zum Ausdruck gebracht, dass wir mit beiden Gruppen der Kirche und mit Christen auf allen Ebenen in der Kirche sprechen wollten. Wir bedauern nicht, dass das Programm von der Gossnerkirche ihren Vorstellungen entsprechend zusammengestellt wurde, denn auf diese Weise haben wir auch viel über ihr Selbstverständnis erfahren.

Am Anfang und am Ende unseres Besuches waren wir je anderthalb Tage in Ranchi, in der Mitte einen weiteren Tag. Dazwischen lagen eine erste Rundfahrt in den Madhya-Anchal und in den Südost-Anchal und eine zweite, längere Rundfahrt zur Nordwest-Gossnerkirche (und in den Nordwest-Anchal), sowie in den Orissa-Anchal und noch einmal in den Südost-Anchal. Den Abschluss bildete schliesslich ein Besuch im Assam-Anchal.

Dies war, unseren Wünschen entsprechend, ein klares Einführungs- und Informationsprogramm für einen Neuling, der sehen und gesehen werden wollte. Dieser Teil unserer Absichten wurde also voll erfüllt. Unsere Hoffnung auf ausführliche Gespräche mit Kirchenführern, Pastoren und Gemeindegliedern erfüllte sich dagegen nur andeutenungsweise, und wir hatten den Eindruck, dass dies durchaus in der Absicht der Programmgestalter lag. Bei mehreren Gelegenheiten konnten wir erfahren, dass sie nicht beabsichtigten, uns voll über ihre Situation oder ihre Absichten zu informieren. Dafür wäre mehr Zeit notwendig gewesen.

Durch die Aufnahme vieler Orte in das Besuchsprogramm war es auch nicht möglich, bestimmte Orte oder Institutionen der Gossnerkirche genauer zu studieren und mit den betreffenden Mitarbeitern durchzusprechen. Die wenigen Stunden, die uns an jedem Ort zur Verfügung standen, waren meist ausgefüllt mit dem offiziellen Begrüssungsprogramm, bestehend aus der Begrüssung am Tor, einer Versammlung in der Kirche (oder im Freien) und einem Festessen. Zwischen den einzelnen Empfängen lagen die Autofahrten, die bei etwa 50 km/h viel Zeit brauchten. Gespräche mit unseren Begleitern im Auto waren meist mühsam. Das mag manchmal an unserer Müdigkeit gelegen haben, manchmal an der Zusammensetzung der Passagiere (bis zu 7 Erwachsene und 2 Kinder), manchmal aber auch an der schon angedeuteten Zurückhaltung unserer Gastgeber uns gegenüber.

Bei künftigen Besuchen werden wir deutlicher angeben müssen, an welchen Orten wir wie lange verweilen möchten; denn zu viele Gemeinden scheinen heftig dafür zu kämpfen, in das Programm aufgenommen zu werden.

3. Erwartungen unserer Gastgeber

Teils direkt und teils indirekt erfahren wir etwas über die Erwartungen, die die Gossnerkirche mit unserem Besuch verband. Immer wieder wurden wir um unsere Meinung und um unsere Hilfestellung im Kirchenstreit gebeten, von Kirchenführern ebenso wie von Gemeindepredchern. Dies gilt jedoch nicht für die Nordwest-Gossnerkirche.

Mehrmals wurden wir gebeten, Grundsteine zu legen oder Gebäude einzuweihen. Diese Zeremonien waren teils lange geplant, teils wurden sie aber ganz spontan arrangiert, ohne dass wir vorher etwas wussten und ohne dass wir Gelegenheit hatten, Ja oder Nein zu der Bitte zu sagen.

Aus diesen Erwartungen scheint hervorzugehen, dass im Direktor und im Kuratoriumsvorsitzenden der Gossner Mission nicht nur Gäste oder auch Ehrengäste, sondern vielmehr auch Vertreter einer übergeordneten Institution gesehen werden. Dabei muss erwähnt werden, dass wir dieser Haltung nicht im Raum der Nordwest-Gossnerkirche begünstigt sind.

Häufig sind an uns die gewohnten Bitten um Mittel für Kirch-, Schul- und Hostelneubauten oder -reparaturen herangetragen worden. Gelegentlich wurde dabei auf frühere Zusagen Bezug genommen. In Assam wurde darüber hinaus betont, dass die Gossner Mission bisher einseitig die anderen Anchals und zudem die ohnedies wohlhabenden Stadtgemeinden bevorzugt habe. Wir hatten jedoch den Eindruck, dass solche Bitten nicht überall mit der gleichen Intensität von allen Gemeindegliedern getragen werden. Und es gibt Gemeinden, die solche Bitten nicht mehr äussern. Das sind keineswegs Gemeinden, die derartige Probleme nicht hätten.

Mehrfach sind wir Gemeinden begegnet, die Hilfen für Schul- oder Kirchbauten aus Deutschland von Besuchern oder Freunden erhalten haben, ohne dass die Gossner Mission darüber informiert war. Auf diesem Hintergrund sind die erwähnten Bitten natürlich verständlich.

Ebenfalls aus der Tradition verständlich ist die Erwartung, die Gossner Mission müsse der Gossnerkirche helfen, Entwicklungsprojekte zu entwerfen, zu finanzieren und personell durchzuführen. Gedacht wird dabei vor allem an Projekte, die denen ähneln, die seinerzeit in Fudi und Khuntitoli aufgebaut worden sind. Auch an einkommenschaffende Investitionen auf den Kirchgrundstücken überall im Lande wird gedacht. Die Verwirklichung einer angemessenen Nutzung des Kirchenlandes erwarten einige Freunde aus den verschiedensten Gründen von der Gossner Mission.

In vielen Gemeinden, besonders natürlich in Industriegebieten, wurde Hilfe bei der Bewältigung aller Fragen, die mit dem Industrialisierungsprozess zusammenhängen, erbeten.

Aufschlussreich ist vielleicht der Fragenkatalog, der uns auf einer KSS-Sitzung am 13.11. vorgelegt wurde:

1. Was wird aus unserer Bitte, um Direktbeziehungen zu deutschen Kirchen?
2. Wie versteht die Gossner Mission heute ihren Ruf an die Gossnerkirche zur Selbstfinanzierung?
3. Wie wird das Besuchsprogramm in beiden Richtungen praktiziert?
4. Wie kann das Kirchenland genutzt werden?
5. Wie steht es mit einem Stipendienprogramm?
6. Was ist aus dem Grothaus-Report über die Schulen geworden?

Insgesamt hatten wir den Eindruck, dass die Erwartungen unserer Freunde doch noch stark von der Vergangenheit geprägt waren. Die Diskussionen im Kuratorium und in der weltweiten Kirche über zeitgemässe Partnerschaft haben sich noch nicht deutlich in der Gossnerkirche ausgewirkt. An einigen Orten allerdings wurden uns interessante Fragen aus dem Kreis der Gemeindeglieder gestellt.

4. Erwartungen des Kuratoriums

Deutlich unterschieden von indischen Erwartungen waren die Erwartungen, mit denen uns das Kuratorium auf die Reise geschickt hatte. An erster Stelle stand hier der Wunsch nach genaueren Informationen über die Situation in der Gossnerkirche. Wir hatten einige Mühe, darüber ein zusammenhängendes Bild zu gewinnen. Jeder Gesprächspartner ist Partei, die Aussagen widersprechen sich oft. Klare Antworten auf unsere Fragen erhielten wir häufig nicht, bis wir bemerkten, dass unsere Fragen nicht in die Situation passten. Wir hatten jedoch einige Gesprächspartner, die sich ernsthaft Gedanken über die Zukunft der Kirche machen. Die noch zu nennenden Veränderungen in der Leitung der Kirche können vielleicht einiges in Gang bringen.

Erwartet wurde von uns auch ein ausgleichender Einfluss auf beide Parteien. Wir haben, wohin immer wir kamen, im Namen Jesu Christi und um einer glaubwürdigen Verkündigung des Evangeliums willen zur Bruderliebe und zur Einigkeit aufgerufen. Kirchliche Einheit haben wir in diesen Aufruf nicht mit aufgenommen und das auf Befragen auch erläutert. Auf diese Weise wollten wir es vermeiden, auf den Ausgang des Kirchenstreites von aussen einzuwirken. Damit sind wir hinter den Erwartungen aller unserer Freunde zurückgeblieben; denn entweder wollten sie von uns ein Votum für die Einheit der Kirche oder die Anerkennung der selbständigen Northwest-Gossnerkirche hören. Mit unserer Haltung wussten wir uns in Übereinstimmung mit den Vertretern der UELCI, die wir in Ranchi getroffen haben.

Schliesslich sollten wir die von der Gossnerkirche erbetenen Verhandlungen über eine Neufassung der Vereinbarung von 1968 vorbereiten. Insbesondere sollten wir auf die Bildung einer gemeinsamen Delegation aus beiden Parteien der Gossnerkirche hinwirken. Wie noch zu begründen sein wird, kamen wir zu der Überzeugung, dass solche offiziellen Verhandlungen im Augenblick zurückgestellt werden sollten. Diese Meinung haben wir auch unseren indischen Freunden gegenüber vertreten.

5. Die Situation in der Gossnerkirche

a) Die Ergebnisse der Kirchenwahlen in der GELC

Pastor P.D.Soreng ist turnusmässig Pramukh Adhyaksh geworden, als der bisherige Up Pramukh. Dies war natürlich bekannt. Pastor Soreng ist ein freundlicher, oft heiterer Mann, als Kirchenpräsident macht er jedoch einen stark unsicheren Eindruck. Allerdings hatte er dieses Amt auch gerade erst angetreten. Eine Perspektive für die Zukunft der Kirche konnten wir bei ihm kaum erkennen. Initiativen müssen wohl mehr an ihn herangetragen werden, als dass sie von ihm ausgingen. Er hat jedoch gute persönliche Beziehungen zu den Führern der Northwest-Kirche. Der neue Up Pramukh Adhyaksh und zugleich Adhyaksh im Südost-Anchal ist Dr. M.Bage, der bisher am Serampore College Missiologie und andere Religionen unterrichtete. Er spricht deutsch. Dr. Bage ist ein aufgeschlossener Mann mit einem weiten Horizont und eigenen Vorstellungen über die Zukunft der Kirche. Er kann für uns ein guter Gesprächspartner sein (er wäre sicher auch ein guter Kurator).

Pastor M. Tete wurde der neue Adhyaksh im kleinen Madhya-Anchal und damit dort Nachfolger von Soreng. M.Tete muss jetzt also das Theological College verlassen und nach Khuntitoli umziehen. Damit wird der Weg frei für Dr.Paul Singh, an das Theological College zu gehen. Wenn er das tut, wird er sicherlich auch bald dessen Director. Damit bekäme das College eine kompetente Leitung.

In Assam ist Pastor Junul Topno Adhyaksh geworden. Er ist eine offenbar starke Persönlichkeit, allerdings noch sehr von traditionellen Vorstellungen über die Beziehung der Gossnerkirche zur Gossner Mission geprägt. Innerhalb der Kirche scheint er ein retardierendes Moment darzustellen.

Pastor N.Kullu ist im Orissa-Anchal wiedergewählt worden. Er ist ein stiller und zurückhaltender Mensch. Initiativen kann man von ihm kaum erwarten.

Der Northwest-Anchal hatte Dr.Tiga zum Adhyaksh gewählt. Das KSS hat diese Wahl jedoch annulliert, weil er mit 65 Jahren zu alt für eine Kandidatur war. Dr. Tiga spielt nach unserem Eindruck eine erhebliche Rolle in der Führung der Kirche, aber eine offizielle Funktion soll er offenbar nicht mehr erhalten. Seine Person steht einer Einigung mit der Northwest-Gossnerkirche im Wege. Er sammelt mit grossem Eifer die Gemeinden, die sich der Northwestkirche nicht anschliessen wollen, und hat aus ihnen den jetzigen Northwest-Anchal gebildet.

b) Wer will die Spaltung?

Die Führer der Nordwest-Gossnerkirche strahlen eine grosse Zuversicht und einen ungebrochenen Selbstbehauptungswillen aus. Die von uns besuchten Gemeinden dieser Gruppe unterstützen ihre Führer enthusiastisch. Für die Nordwest-Führer ist die Selbständigkeit unwiderruflich. Als einzigen Grund geben sie für die Trennung an, dass sie von der Mehrheit immer behindert, überstimmt und gedemütigt worden sind. Alle anderen Gründe, die sie sonst noch anführen, sind nach ihren eigenen Aussagen ohne grösseres Gewicht.

Aber auch unter den Führern der GELC gibt es welche, die mehr oder weniger deutlich eine Spaltung befürworten. Uns gegenüber haben sie es nicht getan, aber sowohl von Nordwest- wie auch von KSS-Leuten sind uns die Namen solcher Führer genannt worden. Es ist für uns nicht ganz klar, ob sie die Nordwestleute in der Kirche als unbequem empfinden, oder was sonst sie sich von der Spaltung versprechen. Manchmal schien es uns, als werde stillschweigend vorausgesetzt, dass ein Auszug aus der Gossnerkirche auch einen Auszug aus der Partnerschaft mit der Gossner Mission bedeuten würde. Gelegentlich wurden wir mit Nachdruck darauf aufmerksam gemacht, dass die Nordwestkirche viel Geld, auch für Mission, aus Amerika erhält.

c) Wie selbständig ist die Nordwest-Gossnerkirche?

Hier sind die Aussagen beider Seiten für unser Verständnis widersprüchlich. KSS-Leute sagen einerseits, die Führer der NW-GELC hätten die Gossnerkirche verlassen, andererseits aber erklären sie ausdrücklich, sie würden die Benutzung des Kircheneigentums durch diese Leute nicht anfechten, weil das die Anerkennung der Selbständigkeit einer neuen Kirche gleichkäme. Das wollen sie selbst dann nicht, wenn sie dafür ihr Eigentum zurückerhalten und die Nordwest-Leute auf die Strasse setzen können. KSS will den Anschein der Einheit um jeden Preis aufrecht erhalten und erwartet eine Rückkehr des Nordwestens in die Kirche.

Die Nordwest-Leute bestehen einerseits darauf, dass sie alle Funktionen einer selbständigen Kirche unbehindert wahrnehmen: sie erheben Beiträge, sie ordnieren (Pfarrer Ekka tut es), sie haben ihre Verfassung und ihre Verwaltung usw. Andererseits betonen sie aber, dass es ihnen nicht auf eine organisatorische Trennung von der Gossnerkirche ankommt, dass sie sich als einen Teil der Gossnerkirche verstehen und dass sie nur ungehindert ihre Vorstellung von einer lebendigen Kirche verwirklichen wollen. Deshalb wollen auch sie die Frage des Kircheneigentums nicht anrühren.

Staatlich registriert scheint die Nordwestkirche noch nicht zu sein. Sie ist also nach indischem Recht keine juristische Person. In der Praxis funktioniert sie als selbständige Kirche.

d) Aussenbeziehungen der NW-GELC

Uns wurde hinterbracht, dass der Brief von Bischof Kruse vom 8.4.1978, und darin speziell der Ausdruck "your Churches", von einem der Führer der Nordwestkirche dazu benutzt worden ist, anderen kirchlichen Organisationen gegenüber zu erklären, die Gossner Mission und die deutschen Partnerkirchen hätten die NW-GELC bereits anerkannt. In der Tat zeigten sich die Vertreter der UELCI überrascht, dass dies noch nicht der Fall sei. Und die LCA hat (angeblich auf einen solchen Brief hin), ein amerikanisches Missionsehepaar (angeblich mit viel Geld), der NW-GELC für zwei Jahre als fraternal workers zur Verfügung gestellt. Dieses Ehepaar ist seit August in Ranchi. Eine Aufgabe war ihnen noch nicht zugeteilt. Es zeichnet sich ab, dass sie Pastoren und Evangelisten vor Ort weiterbilden sollten. Eine besondere Notwendigkeit für ihren Dienst schien uns nicht zu bestehen. Wir hatten mehr den Eindruck, dass dies eine Prestigefrage war.

Als einzige Institution hat bisher der Christenrat von Biahir in Abwesenheit eines GELC-Vertreters die NW-GELC anerkannt. KSS hat dagegen Einspruch erhoben. Eine Reaktion des BCC ist uns noch nicht bekannt.

In Ranchi trafen wir die Führer der UELCI, die sich in ihrer Eigenschaft als

Vorstand vom Gurukul College in Ranchi aufhielten. Sie versicherten, dass sie nicht die Absicht hätten, die neue Kirche anzuerkennen. Sie wollten diese Frage weder positiv noch negativ beantworten, sondern sie vielmehr ignorieren. Dafür wollten sie sich darauf konzentrieren, die beiden Gruppen wieder näher zusammenzuführen. Ihr Ziel ist Einigkeit, zunächst wohl auch Einheit in der Gossnerkirche. Auf jeden Fall wurde uns bei diesem Gespräch deutlich, dass alle indischen Versuche einer Lösung die organisatorische Grundsatzfrage zurückstellen und durch praktische Teilschritte versuchen, entweder die Trannung oder das Zusammenkommen voranzubringen. Die UELCI hat sich für eine Förderung des Zusammenkommens entschieden. Wir haben versucht, durch die Art unserer Stellungnahmen in der Gossnerkirche in dieselbe Richtung zu wirken.

e) Nordwestkirche und Nordwest-Anchal

An den letzten Wahlen in der GELC haben auch die Nordwest-Gemeinden teilgenommen, die sich unter Pfarrer Dr. Tiga dem KSS angeschlossen haben. Dies ist nur eine Minderheit der Nordwestpfarrer.

Andererseits gehören einige Pfarrer aus anderen Anchals, bis hin nach Assam, zur NW-GELC. Die beiden Nordwest-Anchal-Gemeinden, die wir besuchten, machten einen verunsicherten Eindruck. Sehr krass kam das durch eine Reihe von Fragen zum Ausdruck, die uns in einer Gemeinde gestellt wurden:

1. Ist die Gossner Mission tot? (Man hatte ihnen erzählt, sie könnten sich jetzt nur noch an die Amerikaner halten);
2. Ist das KSS tot?
3. Ist es besser, in der Kirche zusammenzuleben oder auseinanderzugehen?
4. Können unsere Kinder in Zukunft die Kinder der NW-GELC-Leute heiraten? Wenn nicht, wo finden wir Ehepartner für unsere Kinder?
5. Sind wir jetzt eine Tiga-Gruppe?
6. Sollen die beiden Uraon-Gruppen für immer getrennt bleiben?

Bei diesen Fragen spürten wir nicht nur, wie verunsichert die Minderheit der loyalen Gemeinden ist, sondern auch, wie vergiftet die Atmosphäre im Nordwesten der Gossnerkirche sein muss. Beide Gruppen bemühen sich durch eifrige Agitation, andere auf ihre Seite zu ziehen. Ein Trend war dabei für uns nicht erkennbar. Wir haben Wechsel in beiden Richtungen erlebt, bzw. davon gehört.

Die Nordwestpfarrer in den anderen Anchals sind zumeist solche, die sich schon früher von der GELC getrennt haben und sich jetzt der neuen "Gegenkirche" anschliessen. Das gilt z.B. für Splittergemeinden in Rajgangpur in Orissa und für Assam. Umgekehrt hat sich in Lohardagha eine alte Splittergemeinde jetzt dem KSS angeschlossen.

f) Unser Verhalten als Partner

Wir gewannen den Eindruck, dass die nachteiligen Folgen der Spaltung, die feindliche Haltung innerhalb und ausserhalb der Gossnerkirche, schwerer wiegen als die positiven Intentionen der Nordwestführer, die eine unbehinderte kirchliche Aktivität wollen. Ausserdem ist eine solche sowohl nach der alten Verfassung von 1960, wie auch nach der neuen von 1975 durchaus möglich in den einzelnen Anchals. Die Spaltung erscheint daher weniger als eine historische Notwendigkeit, sondern eher als eine Reaktion auf die unversöhnliche Haltung der vier anderen Anchals gegenüber dem Nordwest-Anchal im Jahre 1977. Eine spontane Entscheidung war sie dennoch sicherlich nicht, vielmehr scheinen einige Führer einen alten Plan bei einer günstig erscheinenden Gelegenheit verwirklicht zu haben.

Bei dieser Lage der Dinge sahen wir uns ausserstande, in dem Streit Partei zu ergreifen. Dies hatten wir auch nicht vor. Uns leuchtete vielmehr die Haltung der UELCI ein, praktische Schritte aufeinander zu unterstützen, anstatt die Grundsatzfrage zu erörtern. Wir empfehlen dem Kuratorium und den deutschen Partnerkirchen, sich dieser Haltung anzuschliessen. Die Grundsatzfrage müssen unsere indischen Brüder beantworten. Sie werden es wahrscheinlich nicht

durch eine Grundsatzentscheidung tun. Wir werden darum sehr viel Geduld brauchen.

Auf einem anschliessenden Treffen mit Vertretern beider Seiten am 25.11. in Ranchi haben wir als unseren Eindruck und unsere Meinung, die wir auch in Deutschland vertreten wollten, zusammengefasst:

1. Die Gossnerkirche hat starke und lebendige Gemeinden; selbst wo sie etwas hilflos erscheinen, sind sie voll Vertrauens und guten Willens.
In der Gossnerkirche gibt es einige sehr eindrucksvolle Laien und Aktivitäten auf Gemeinde-Ebene.
Starke Gemeinden sind eine Herausforderung an die Führer.
2. Die Aufgabe der Führer ist es, die Gemeinden voranzuführen:
 - in oekumenische Zusammenarbeit,
 - in den Dienst an allen Menschen, nicht nur an Gemeindegliedern;
 - in die Auseinandersetzung mit der ländlichen und der industriellen Entwicklung,
 - in das Gespräch mit den anderen Religionen,
 - in die Selbständigkeit.
3. Diese Aufgaben scheinen für etliche Führer neu und erschreckend zu sein. Sie möchten sich in den gewohnten Bahnen bewegen.
Die Konzentration auf Struktur- und Verfassungsfragen erscheint wie ein Davonlaufen vor den wirklichen Problemen.
Was kann in dieser Situation helfen?
4. Aufsehen auf Jesus, der sagt: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.
Wegsehen von unseren und unserer Brüder Schwächen.
Hinsehen auf die Not aller Brüder um uns, die uns brauchen.
5. Prüfen unserer Möglichkeiten,
Planen, wie sie am besten eingesetzt werden können:
Menschen, Grundstücke, Kollekten.
6. Zum Schluss erst Überprüfen unserer kirchlichen Struktur, ob sie unserer Aufgabe und unseren Möglichkeiten angepasst ist.

Wir haben dabei zum Ausdruck gebracht, dass eine Zusammenarbeit, wie sie hier angedeutet ist, einen kontinuierlichen Dialog notwendig macht, zu dem wir gern bereit sind. Er könnte durchaus im Rahmen der Vereinbarungen von 1968 geschehen. Eine Neuverhandlung dieser Vereinbarungen erscheint uns darum im Augenblick nicht vorrangig, sondern vielmehr deren sinnvolle Anwendung.

6. Kirchliche Aus- und Weiterbildung

In offenkundigem Gegensatz zur Stärke der Gemeinden steht die Schwäche der Führer in der Gossnerkirche. Dies scheint zu einem grossen Teil auf die Art der Ausbildung der Pastoren zurückzugehen. Eine grundsätzliche Überprüfung der theologischen Aus- und Weiterbildung ist dringend erforderlich. Dies wird von den nachdenklichen Führern der Kirche auch bestätigt.

a) Studium

In Govindpur werden an der Gossner-Schule die Evangelisten und an der Tabita-Schule die Bibelfrauen ausgebildet. Diese Evangelisten tragen die Gemeindeführung und die Mission der Gossnerkirche. Sakramente dürfen sie nicht verwalten. Da sie ein sehr niedriges Gehalt bekommen und auf Zuverdienst angewiesen sind, stehen sie den Menschen in den Dörfern sehr nahe. Aber auch ihre Ausbildung scheint sehr praxisorientiert zu sein, mit viel Singen, Tanzen und Erzählen.

Man überlegt unwillkürlich, ob nicht auch alle Pastoren diese Ausbildung erhalten sollten, ehe sie in die theoretische und eher praxisferne Luft des Theological College eintauchen. Die Lebendigkeit und Volksnähe der Evange-

listen ist auf jeden Fall beeindruckend. Die kirchlichen Entwicklungsprogramme in den Dörfern, etwa Kirchenfarmen oder Reissvorratslager, werden oft von Evangelisten geleitet und verwaltet. Liegt das am Mangel an qualifizierten Gemeindegliedern oder an der sozialen Stellung des Evangelisten in der Gemeinde? Auf jeden Fall gibt es längst nicht an allen Orten Entwicklungsfachleute der Regierung oder anderer Institutionen, die die Menschen bei ihren Problemen angemessen beraten oder unterstützen könnten. Die Evangelisten und Pastoren sind demnach oft die einzigen, die eine solche beratende Funktion bei Selbsthilfe-Vorhaben ausüben könnten. Dazu müssten sie aber eine solche Funktion als Aufgabe der christlichen Verkündigung verstehen (was zum Teil bereits der Fall ist). Ausserdem müssten sie Grundkenntnisse auf den Gebieten des Gesundheitswesens, der Landwirtschaft, der Gemeinwesenarbeit usw. haben. Dies wird in der Ausbildung noch nicht berücksichtigt. Die theologische und evangelistische Ausbildung müsste durch eine Ausbildung in Entwicklungsfragen ergänzt werden.

Auf einer solchen verbreiterten Grundausbildung müsste eine vertiefte Weiterbildung geplant und organisiert werden. Das beginnt bereits am theologischen College in Ranchi. Da dort in Hindi unterrichtet wird, gibt es nur eine sehr kleine Bibliothek und kaum englische Literatur. Auch englischsprachige Zeitschriften, etwa aus Genf, sind nicht vorhanden und würden auch, wie uns versichert wurde, von kaum jemandem gelesen werden, weder von den Studenten noch von den Dozenten. Der Horizont am College ist dadurch sehr begrenzt. Die oekumenische Diskussion wird nicht zur Kenntnis genommen, auch nicht die interreligiöse. Eine Horizonterweiterung am College ist wohl eine der Voraussetzungen für die Heranbildung einer kompetenten Führungsschicht.

Da dies offenbar auch ein Sprachproblem ist, wäre es vielleicht denkbar, die Evangelistenausbildung für alle verbindlich zu machen, und nach einer Zeit der Bewährung die geeignetsten Evangelisten zur Weiterbildung an das College zuzulassen. Dort wäre dann Englisch die Unterrichtssprache, bzw. würde intensiver gepflegt als zur Zeit.

Als weitere Ausbildungsmöglichkeit müsste ein Weiterstudium an anderen indischen Colleges für Begabte geplant werden, in Serampore ebenso wie in Südindien. Ein Stipendienprogramm für diesen Zweck wäre sicherlich eine gute Investition für die Zukunft der Kirche.

An letzter Stelle könnte man dann noch ein Auslandsstudium für einige, hochbegabte Pastoren erwägen. Die Kenntnis der deutschen Sprache bei einigen Kirchenführern ist natürlich für uns eine Erleichterung.

b) Weiterbildungs-Seminare

Wir nahmen an einem, allerdings nur zweitägigen Pastoralkolleg in Ranchi am Beginn unseres Besuches teil. Etwa 90 Pastoren waren erschienen; das ist eine sehr hohe Beteiligung. Diese Pastoralkollegs werden gemeinsam vom KSS und vom BEL (Missionsabteilung) veranstaltet und finanziert, die Thematik befasst sich entsprechend mit Theologie und mit Mission. Die Pastoralkollegs liessen sich leicht zu einem wirkungsvollen Instrument der Pastoren-Weiterbildung ausbauen.

Wenn sie eine Woche dauerten, dann könnten zwei oder drei Tage der Arbeit in bestimmten Arbeitsgruppen vorbehalten sein, in denen interessierte Teilnehmer ihre Erfahrungen mit Selbsthilfeaktionen austauschen und sich von eingeladenen Experten beraten lassen. Solche Fachleute würden zunächst aus der eigenen Region, gegebenenfalls aber auch aus anderen Teilen Indiens oder sogar aus dem Ausland kommen. Auch für deutsche Beteiligung wäre hier eventuell eine Möglichkeit.

Wir hatten jedenfalls bei unseren Besuchen den Eindruck, dass gute Versuche einer Selbsthilfe in manchen Gemeinden in anderen Teilen der Kirche zu wenig bekannt sind und ein Erfahrungsaustausch sehr hilfreich für die Engagierten und ermutigend für die noch Zögernden sein könnte.

Die Thematik der theologischen Arbeit auf diesen Kollegs könnte auch stärker in den Dienst einer Auseinandersetzung mit den Zeitfragen gestellt werden. Ein deutliches Zeichen für diesen Willen waren die Themen, die uns beiden Besuchern für unsere Ansprachen vor dem Pastorkolleg gestellt worden waren: "Mission und Entwicklung" und "Mission in einem oekumenischen Zeitalter". Wir machten dabei die Erfahrung, dass die Pastoren engagiert zuhörten und fragten, dass aber sehr viel Zeit für eine fruchtbare Diskussion nötig ist, auf jeden Fall mehr, als wir hatten. Hierfür wären Arbeitsgruppen sicher eine Hilfe.

Der Director of BEL veranstaltet über das zentrale Pastorkolleg in Ranchi hinaus regionale Seminare für die Pastoren und Evangelisten eines bestimmten Missionsgebietes. Solche regionalen Seminare sind natürlich auch für die Evangelisten und Pastoren der etablierten Gemeinden denkbar.

Wenn die Gossnerkirche sich mit den Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft im Norden Indiens wirkungsvoll auseinandersetzen will, dann muss sie nach unserem Eindruck von solchen Instrumenten der Weiterbildung einen systematischen Gebrauch machen. Ansätze sind dafür bereits vorhanden, und aktive und erfahrene Pastoren und Laien, die diese Instrumente sinnvoll benutzen könnten, sind ebenfalls vorhanden.

Sicherlich wäre es auch nötig, Kirchenälteste, Lehrer und andere verantwortliche Laien in der Kirche in ein derartiges Weiterbildungsprogramm mit einzubeziehen.

Manchmal hatten wir den Eindruck, dass die Gossnerkirche ihre Laien noch nicht entdeckt hat. Jedenfalls hört sie noch zu wenig auf manche hoch qualifizierten und kompetenten Laien unter ihren Mitgliedern oder sucht ihren Rat. Dieses Potential sollte die Kirche auf jeden Fall mehr nutzen, ehe sie sich nach ausländischen Beratern umsieht. Ob kompetenten Laien für bestimmte Funktionen in der Leitung der Gossnerkirche vielleicht mehr Kompetenzen eingeräumt oder ihnen bestimmte Posten reserviert werden sollten?

Mit diesen Gedanken wollen wir nicht den Eindruck erwecken, als wüssten wieder einmal wir Ausländer am besten, was gut für die Gossnerkirche ist. Wir waren uns mit vielen Gesprächspartnern einig, dass die Ausbildung zum Teil unzureichend ist und ihr für die Zukunft der Kirche eine Schlüsselstellung zukommt. Mit diesen Beobachtungen auf Grund der Gespräche wollen wir zeigen, dass die Gossnerkirche tatsächlich verschiedene Möglichkeiten hat, ihre Ausbildung ohne grossen Aufwand zu verbessern.

7. Entwicklungsprojekte und -programme

Die grösseren Entwicklungsprojekte aus den sechziger Jahren haben eine merkwürdige Stellung in der Gossnerkirche. Einerseits wurde uns verschiedentlich vorgehalten, Khuntitoli sei nicht nur deshalb eingegangen und Fudi floriere nicht nur deshalb nicht, weil die Übergabe an indische Leitung zu früh erfolgt sei, sondern auch deshalb, weil die Projekte ohne entscheidende Beteiligung der Gossnerkirche geplant und aufgebaut worden seien. Darin spiegelt sich die weltweite Erkenntnis wider, dass Entwicklung immer nur von den Betroffenen selbst in Gang gesetzt werden und von aussen allenfalls unterstützt werden kann. Es ist also eine durchaus gesunde Skepsis gegenüber dem Vorgehen und der Art der Projekte aus jener Zeit.

Andererseits aber haben diese Grossprojekte und andere damals geplante, aber nicht verwirklichte Investitionen das Denken in Entwicklungsfragen entscheidend bestimmt, so dass zum Thema Entwicklung zuerst immer solche Pläne vorgebracht werden.

Dagegen bleiben viele Ansätze zu einer Entwicklung von unten, zur Selbsthilfe in den Gemeinden, in der Kirchenleitung nach unserem Eindruck fast unbemerkt. Anscheinend wird solchen Ansätzen keine Schlüsselrolle für die Entwicklung zuerkannt. Ansätze zur Selbsthilfe sind vorhanden. So haben wir z.B. Reis-Vorratslager gesehen, die vor der Ernte an hungernde Gemeindeglieder verteilt und von ihnen nach der Ernte mit einem vereinbarten Zins zurückgebracht werden. Auf diese Weise wird die Verschuldung bei skrupellosen Händlern vermieden.

Wir haben aber auch eine grössere Kirchenfarm (in Ambikapur) gesehen, die zwar noch von den amerikanischen Lutheranern kurz vor der Übergabe dieses Missionsgebietes an die Gossnerkirche finanziert worden ist, seitdem aber ohne ausländische Berater von indischem Personal bearbeitet wird und floriert. Investitionen werden aus Gewinnen finanziert. Es scheint also möglich zu sein, auch in der Gossnerkirche Kirchenland sinnvoll und gewinnbringend zu nutzen. Leute, die das können, sind in der Kirche vorhanden. Das Problem scheint einmal im Erfahrungsaustausch zu liegen, und dann darin, die richtigen Leute für die Aufgaben zu finden und sie an die richtigen Stellen mit den nötigen Kompetenzen zu setzen.

Auch in Khuntitoli haben wir einen Neubeginn in bescheidenem Rahmen gesehen. Die Maschinen sind zwar nicht brauchbar, aber in einer Ecke des Landes ist Reis gepflanzt, und die Fläche soll von Jahr zu Jahr vergrössert werden. Dies erscheint als ein gesunder Neuansatz.

Fortschritte in Richtung auf eine Selbständigkeit der Kirche können am meisten von den erwähnten Selbsthilfe-Aktionen in den Gemeinden erwartet werden. Sie stärken nicht nur die wirtschaftliche Kraft der Gemeinden, sondern auch ihr Selbstbewusstsein und ihre organisatorischen Fähigkeiten. Sie sind ein klassisches Beispiel für "learning by doing".

8. Kirchliche Schulen und Hostels

Kirchliche Schulen und, wo diese nicht möglich sind, Schülerwohnheime stehen ganz oben im Denken und auf den Wunschlisten unserer Freunde. Wir haben aber Zweifel bekommen, ob sie damit in der heutigen Zeit die Ziele erreichen können, die ihnen vorschweben. Dazu ein paar Beobachtungen:

An einigen Orten gehen Kinder von Gossnerchristen nicht in Gossnerschulen, weil eine andere christliche oder eine Regierungsschule näher liegt und die Kinder dadurch einen kürzeren Schulweg haben. Verschiedentlich hörten wir, dass in den letzten Jahren von allen möglichen Trägern Schulen gebaut worden sind. Damit verliert die konfessionelle Schule ihre Funktion der Erfassung des eigenen Nachwuchses.

Als Ausweg bot sich der Kirche zunächst das Wohnheim an. Konnten die Kinder schon nicht in eine lutherische Schule gehen, so sollten sie wenigstens in einem lutherischen Wohnheim untergebracht sein. Zu unserem Erstaunen fanden wir jedoch die meisten Gossnerhostels zu weniger als der Hälfte belegt. Wir hörten mehrere Gründe dafür: es gibt zu viele Schulen in der Nähe, so dass die Eltern ihre Kinder lieber auf die nächste Schule als in das entfernte und teure Heim schicken. Die Kinder wohnen zu Hause. Oder die Eltern können die Gebühren für das Heim nicht aufbringen, erfüllen aber nicht die Förderbedingungen der Kindernothilfe, die in solchen Fällen immer um Patenschaften gebeten wird. Halb leerstehende Heime sind aber unverhältnismässig teuer. Insgesamt hatten wir den Eindruck, dass der Vor-

liebe der Kirchenführer für Schülerheime nicht ein entsprechend dringender Bedarf bei Schülern und Eltern gegenüberstand. Ausserdem sind Wohnheime eine zwiespältige und teure Methode, um die konfessionelle Erziehung der Kinder sicherzustellen. Zwiespältig deshalb, weil die Kinder dem Leben in einer Familie entwöhnt und an eine künstliche Atmosphäre gewöhnt werden, in der sie menschliche Zuwendung entbehren müssen und nicht in die Verantwortlichkeiten in einem Familienhaushalt hineinwachsen. Der Existenzkampf einer Familie bleibt ihnen dort fremd, aber auch die Möglichkeiten des familiären Zusammenlebens, und das gerade zu der Zeit, wenn sie als Heranwachsende dieses Leben praktisch einüben müssten.

Von der Unterbringung in christlichen Familien bis zu einer lebendigen Jugendarbeit gibt es angemessenere Wege, um junge Menschen in den Glauben an Jesus Christus einzuweisen. An erster Stelle denken wir dabei allerdings an eine Beratung der Eltern bei der Erziehung ihrer eigenen Kinder.

Neben der religiösen Unterweisung wird das Angebot von Schulbildung überhaupt als Motiv für den Wunsch nach Kirchenschulen genannt. Dieses Argument scheint zunehmend an Gewicht zu verlieren, weil erstens immer mehr Schulen von anderen Trägern gebaut werden, und weil zweitens der Nutzen von formaler Schulbildung ohne ergänzende berufsfördernde oder die Selbstversorgung fördernde Bildungsangebote in der indischen Situation immer mehr bezweifelt werden muss. Man muss darum ernsthaft fragen, ob die Kirche mit ihren Mitteln und mit ihrer Struktur nicht viel besser auf dem Gebiet der informellen Bildung, der funktionalen Bildung arbeiten könnte und sollte als auf dem Gebiet der formalen Schulbildung. Sie könnte dann den Menschen vermutlich erheblich besser helfen.

Ein Programm zur Ausbildung von kirchlichen Jugendleitern und zum Aufbau einer guten Jugendarbeit halten wir darum für sinnvoller als die Fortsetzung eines kirchlichen Schulprogramms.

9. Oekumenische Zusammenarbeit

An so verschiedenen Orten wie Bokaro Steel City im Norden und dem ländlichen Verwaltungszentrum Kuchinda im Süden der Gossnerkirche trafen wir eine intensive überkonfessionelle Zusammenarbeit an. In der aufstrebenden Industriestadt Bokaro Steel City nutzen alle ortsansässigen Kirchen gemeinsam ein von der Stadt zur Verfügung gestelltes Grundstück. Sie planen jetzt sogar gemeinsam die Einrichtung eines mobilen Dorfgesundheitsdienstes für die umliegenden Dörfer. In Kuchinda haben sich zunächst einmal die wenigen Christen anderer Konfessionen der Gossnergemeinde angeschlossen. Allerdings planen einige Konfessionen jetzt offenbar doch ihre eigenen Gemeinden und Kirchengebäude dort. Immerhin ist eine gegenseitige Aufgeschlossenheit zu beobachten. An anderen Orten wiederum wurde uns ausdrücklich bestätigt, dass es keinerlei überkonfessionelle Zusammenarbeit gebe und auch keine entsprechenden Überlegungen.

Nicht nur um der Glaubwürdigkeit des christlichen Zeugnisses in einer nicht-christlichen Umgebung willen, sondern auch wegen der Übermächtigkeit der anstehenden evangelistischen und sozialen Aufgaben erscheint ein enges Zusammenrücken aller Christen als dringend erforderlich. Durch ihre Mitgliedschaft in lutherischen Zusammenschlüssen tun sich lutherische Kirchen auf diesem Gebiet erfahrungsgemäss besonders schwer. Die Gossnerkirche macht hierin keine Ausnahme. Mit einigen Kirchenführern waren wir uns jedoch einig in dieser Frage.

Bei der theologischen Ausbildung wird ein gegenseitiger Austausch bereits praktiziert. Er kann sicherlich noch intensiviert werden.

Vikas Maitri ist das Beispiel einer nicht nur überkonfessionellen, sondern Christen und Nichtchristen vereinigenden Entwicklungsorganisation in Bihar mit Sitz in Ranchi. Der Fudi-Trust besteht aus Lutheranern, Anglikanern und Katholiken. Die Gossnerkirche ist Mitglied im Bihar-Christenrat und im Nationalen Christenrat. Diese von der Ebene der Kirchenleitung ausgehenden oekumenischen Impulse müssen sich nun noch stärker in die Gemeinden hinein fortsetzen. Dort herrscht an manchen Orten, gerade auf dem Gebiet des Schulwesens, die alte Konkurrenz.

10. Unsere Partnerschaft mit der Gossnerkirche

Es ist bereits angeklungen, dass wir es nicht für angebracht halten, der Gossnerkirche noch einmal mitzuteilen, was nach unserer Meinung gut für sie ist.

Wohl aber können wir versuchen, die Fragen, die auf Grund der oekumenischen und der all-indischen Diskussion als die für die Zukunft der Kirche in Indien als die entscheidenden angesehen werden müssen, mit denjenigen Gossnerchristen durchzusprechen, die für sie aufgeschlossen sind. Und solche Gossnerchristen haben wir auf allen Ebenen in der Kirche angetroffen.

Weiterhin können wir Kräfte in der Kirche stärken, die sich für eine grössere Selbständigkeit der Kirche einsetzen und die versuchen, die eigenen Kräfte der Gemeinden zu wecken und zu fördern, sowie die der Kirche bereits zur Verfügung stehenden Mittel sinnvoll zu nutzen. Das sollte in der Form des Dialogs geschehen, für den jeweils viel Zeit angesetzt werden muss.

Eine grössere Selbständigkeit der Kirche, vor allem in ihrer Selbsteinschätzung, scheint die Voraussetzung für eine wirklich partnerschaftliche Zusammenarbeit mit anderen Kirchen zu sein. Eine sinnvolle Rolle für die deutschen Partner der Gossnerkirche ist darum unseres Erachtens eher die des geduldigen brüderlichen Diskussionspartners in der Fragen der Verkündigung und der Entwicklung als die des Wohltäters.

Wir haben Beispiele dafür mitgebracht, dass Wohltätigkeit nicht nur die eigenen Initiativen in Indien lähmen oder zumindest schwächen kann, sondern dass sie auch der Glaubwürdigkeit der Christen bei den Nichtchristen schadet. In einer Gemeinde wurde uns gesagt, der Beitrag aus Deutschland für den neuen Kirchbau dürfe auf keinen Fall in der Öffentlichkeit bekannt werden, weil das der Gemeinde schaden würde. Und das wurde uns in einer Gemeinde gesagt, die mit viel Hingabe den grössten Teil ihrer Kirche selbst errichtet hatte. Dennoch fürchtete diese Gemeinde (oder nur ein Aussenseiter in ihr?) das Bekanntwerden der ausländischen Unterstützung.

Wie schwierig es ist, ein brüderlicher Partner zu sein, wurde uns im Gespräch mit den Vertretern der NW-GELC gleich zu Beginn unseres Besuches deutlich. Dort wurde uns in aller Schärfe vorgehalten, dass die Gossner Mission sich in der Vergangenheit, entgegen unseren Beteuerungen, an den entscheidenden Stellen des Kirchenstreites und zum Nachteil der Gossnerkirche eingemischt habe: einmal habe sie 1973 zu einem kirchenverfassungswidrigen Schritt geraten, nämlich zur Auflösung des KSS, und 1977 noch einmal zu einem verfassungswidrigen Schritt, nämlich der Bildung eines neuen KSS ohne Mitwirkung des Nordwest-Anchals. Dadurch sei die jetzige verfahrenere Lage entstanden, und die Gossner Mission müsse ihre Absicht zur Nichteinmischung nun dadurch bekräftigen, dass sie die Fakten, nämlich eine neue Kirche, anerkenne. Wir haben dann mit den Führern der NW-GELC über diese Frage ruhig sprechen können, aber zugleich erfahren, dass jeder Ratsschlag als Einmischung verstanden werden kann. Das darf sicherlich nicht unsere Anteilnahme lähmen, aber es muss uns zu grosser Vorsicht bei unseren Äusserungen mahnen und uns vor der Meinung warnen, wir könnten mit unseren Ratschlägen der Gossnerkirche aus ihren Verlegenheiten helfen.

Es ist uns aber in diesem Zusammenhang auch klargeworden, dass die Aufnahme offizieller Verhandlungen wiederum Fakten schaffen würde, die nicht durch Aussenstehende geschaffen werden sollten. Denn vor Beginn solcher Verhandlungen müsste der Status beider Gruppen der Gossnerkirche geklärt werden, und genau das wollen beide Seiten im Augenblick vermeiden. Der spätere Vorwurf der Einmischung von aussen wäre unausweichlich. Im Augenblick müssen wir sehr viel inoffiziellere Wege beschreiten, um Partnerschaft zur Gossnerkirche zu praktizieren.

Kaum besprochen und auch hier bei uns kaum vorbedacht ist die andere Richtung partnerschaftlicher Beziehungen zur Gossnerkirche, die Frage nämlich, was wir von der Gossnerkirche empfangen könnten. Deutlich ist die Lebendigkeit der Gemeinden dort. Ist das nur der letzte Ausläufer einer noch ursprünglichen ländlichen Gesellschaft? Oder äussert sich hier eine geistliche Grundhaltung, die uns abhanden gekommen ist? Können wir hier etwas lernen und unter welchen Voraussetzungen? Sind die Versuche einer kirchlichen Selbständigkeit auch für unsere deutschen Kirchen von Bedeutung?

Die Gossnerkirche will das Besuchsprogramm von Indien nach Deutschland wieder beleben. Wir werden dieses Programm zu einem gegenseitigen Austausch nutzen können. Werden sich vielleicht andere Formen des Austausches daraus ergeben?

B. NEPAL (1. - 6.12.1978)

Unsere Eindrücke aus Nepal sind nach einem Kurzbesuch von 5 Tagen natürlich oberflächlich und bruchstückhaft. Sie sollten darum auf dem Hintergrund von Frau Friedericis Abschlussbericht als Nepalreferentin gelesen werden. Vielleicht sind sie dann eine nützliche Ergänzung.

1. Stationen der Reise

1.12. Kathmandu(über Patna), Headquarters der UMN

2.12. Kathmandu, Shanta Bhawan Hospital
Sight Seeing
Mahendra Bhawan Girls' School
Besuch bei Pastor Karthak

--

3.12. Butwal (über Bhairahwa), Butwal Training Institute
Gespräch mit Führern der NCF-Gemeinde
Gottesdienst in der UMN-Gemeinde

4.12. Butwal, Staudamm
Tansen, Hospital
Bazar Clinic
Gespräch mit einem Führer der NCF-Gemeinde

5.12. Pokhara, Green Pastures Hospital
Besuch bei Silas und Bhudimaya Gautam

--

6.12. Kathmandu, Headquarters der UMN
New Delhi

2. Nepal Christian Fellowship (NCF)

An allen vier Orten, die wir besuchten, sind wir ihr begegnet: in Kathmandu, in Butwal, in Tansen und in Pokhara.

In Kathmandu waren wir zu Gast bei Robert Karthak, dem Pastor, und seiner Frau Mary. Karthaks führen ein offenes Haus. Nicht nur wohnen viele Leute dort, zur Zeit auch Frau Martha Mukhia, sondern sie haben auch viele Gäste, aus Kathmandu und aus allen Teilen des Landes. Auch am Abend unseres Besuches füllte sich die Stube immer mehr. Als wir kamen, verabschiedeten sich gerade mehrere Männer von auswärts. Das Gespräch drehte sich verständlicherweise lange um Frau Mukhia, die gerade aus dem Krankenhaus entlassen war, aber auch um die Verhaftungen in Butwal, von wo ein Christ anwesend war, der auch im Gefängnis gesessen hatte. Er leitet eine Station der Regierung zur Erforschung und Verbreitung von Biogasanlagen, und damit hatten wir ein weiteres Gesprächsthema. Es hat uns gefreut, dass auch Else Furthmüller in Karthaks Haus heimisch geworden ist, nachdem sie nach ihrer Einreise eine Woche dort gewohnt hatte. Über Karthaks hat sie viele nepalesische Freunde gewonnen und Anschluss an das Leben im Lande gefunden.

Der christliche Buchladen in Kathmandu ist geschlossen worden, ein anderer in der Nachbarstadt Patan eröffnet. Das offene Haus für Studenten soll nicht in seiner bisherigen Form weitergeführt werden. Es war gedacht gewesen als ein Angebot zur Begegnung mit der Bibel und zu ihrem Studium sowie zur Freizeitgestaltung für Studenten vom Lande. Nachdem die Besucher aber nur noch Freizeitgestaltung suchten, wurde beschlossen, an anderer Stelle eine neue Möglichkeit zum Bibelstudium anzubieten. Das Freizeitangebot soll aber an der bisherigen Stelle bestehen bleiben.

In Butwal trafen wir eine Gruppe von führenden Christen der NCF. Sie erzählten von ihrer Verhaftung. Sie vertreten die Meinung, dass sie vor allem deshalb verraten worden sind, weil sich jemand Hoffnung auf eine der Stellen gemacht hatte, die durch ihre Verhaftung frei geworden wären. Aus diesem Grunde glauben sie auch nicht an eine landesweit gesteuerte Kampagne der Regierung. Von dem Prozess, in dem sie nicht freigesprochen werden können, weil ein Straftatbestand vorliegt (Religionswechsel, und Veranlassung zum Religionswechsel; der Täufling war auch anwesend), erhoffen sie sich landesweite Publizität und eine entsprechende missionarische Wirkung. Im Gefängnis wollen sie missionarisch wirken.

Später erfuhren wir, dass die Verhaftungen die Gemeinde in Butwal gespalten haben. Ein Teil will diese Zeit der Prüfung mit Hilfe der UMN-Freundschaft durchstehen, der andere möglichst aus eigener Kraft. Sie halten ihre Gottesdienste getrennt. Im Prozess werden sie wieder beisammen sein, weil es eben nur ein Prozess ist.

Wir waren darauf vorbereitet, eine säuberliche Trennung zwischen NCF und der Missionsgemeinde der UMN in Butwal vorzufinden. Dafür ein Beispiel: Am Abend brachen die Nepalesen aus dem Raum auf, unmittelbar ehe dort der Abendgottesdienst der Missionare begann, teils, weil sie noch nicht gegessen hatten, teils aber auch, weil ihnen die Gottesdienste der Missionare nicht zusagen. Erstaunlicherweise war ihre Begründung, die Missionare diskutierten, ja stritten zu viel anstelle einer Predigt, und keiner habe die Führung in ihren Gottesdiensten. (Das traf übrigens für den Gottesdienst, an dem wir teilnahmen, nicht zu). So kam es, dass wir zunächst mit den nepalesischen Christen beteten, und dann uns mit den weissen Christen zum Beten in demselben Raum zusammensetzten.

Auch in Tansen, zwei Busstunden von Butwal entfernt, hatte die NCF-Gemeinde Angst. Sie wurden bei ihren Gottesdiensten von Polizei beobachtet, und viele Taufbewerber meldeten sich, die niemand kannte. Daraufhin hat die Gemeinde ein paar Wochen lang Ort und Zeit ihrer Versammlungen ständig gewechselt, aber soeben wieder begonnen, sich regelmässig in einem gemieteten Raum zu versammeln. Zur Zeit befürchtete man dort keine Verhaftungen, und man wollte sich auch nicht länger verstecken. In dieser Gemeinde ist Melody Koch ein eifriges Mitglied. Sie hatte gerade aus Stoffresten ein Transparent als Schmuck für den Kirchraum genäht.

Eine enge Verbindung zur NCF-Gemeinde hat eine alte norwegische Missionarin in Tansen. Sie hat früher als Hebamme rigoros alle heidnischen Statuen und Gegenstände entfernen lassen, ehe sie einer Gebärenden half. So hat sie viele Kinder mit einem Gebet zu Christus zur Welt gebracht. Jetzt führt sie ein offenes Haus für Nepalesen. Bisher fanden auch die Gottesdienste in ihrem Haus statt. Jetzt ist dort Gelegenheit zu freier Übernachtung. Ihren Gesundheitsklassen bietet sie in den Unterrichtspausen auf der Veranda christliche Literatur an. Ein ungebrochener missionarischer Enthusiasmus begegnete uns in dieser Frau.

In Pokhara schliesslich besuchten wir Silas und Budhimaya Gautam, die uns einen Nachmittag und einen Abend widmeten. Pokhara ist ein Touristenzentrum, die nepalesischen Christen treffen sich an drei Plätzen, in der Nähe der UMN-Jungenschule, des International Nepali Fellowship (INF) Shining Hospital und des INF Green Pastures Leprosy Hospital, wo Silas Gautam Geschäftsführer ist. Als wir die Spaltung in Butwal erwähnten, hörten wir, dass die Gefahr einer Spaltung wegen persönlicher Ambitionen vor Jahren auch in Pokhara bestanden habe; jetzt sei sie aber überstanden, nachdem die Gemeinde lange mit den Betreffenden gesprochen habe.

3. United Mission to Nepal (UMN)

Zwei Einzelbeispiele sollen erläutern, wie wir den Denkprozess in der UMN miterlebten.

Im Butwal Training Institute (BTI) werden kleine Turbinen gebaut, die zusammen mit einer Kornmühle, einem Reisschäler und einer Oelpresse in abgelegenen Dörfern an kleinen Flüssen betrieben werden können.

Der Leiter der Wirtschaftsentwicklungsabteilung der UMN in Kathmandu hielt es für selbstverständlich, dass diese Anlagen von Privatleuten gekauft und betrieben werden, und dass zur Verhinderung von Ausbeutung möglichst eine zweite Anlage in denselben Ort geliefert werden müsse, zur Ankurbelung der Konkurrenz. In Butwal selbst hörten wir, dass man sich dort Gedanken mache, wer denn ihre Turbinen besitze. Um aber genossenschaftliche Strukturen fördern zu können, sei eine ausführliche Arbeit in den Dörfern nötig, und dafür habe die UMN keine Leute. Auch aus solchen Überlegungen heraus ist jetzt ein integriertes Dorfentwicklungsprogramm geplant.

Die Sperrholzfabrik in Butwal gehört zu zwei Dritteln der UMN, zu einem Drittel der Development Corporation der Regierung. Diese darf aber laut Satzung keine Gewinne machen. Die Fabrik wirft etwa 100.000 Rps pro Monat ab. Jetzt muss die Regierung also an Privat verkaufen. Soll die UMN nun auch verkaufen? Der König möchte, dass sein Bruder das Unternehmen übernimmt. Liegt das aber im Interesse der UMN? Unser Gesprächspartner war sich bewusst, dass hier ein grundsätzliches Problem liegt.

In Tansen liegt das älteste Krankenhaus Nepals. Dort betreibt die UMN die Ausbildung von Nepalesen für den Dorfgesundheitsdienst im grossen Stil. Melody Koch arbeitet in diesem Ausbildungsprogramm mit. Wir trafen sie in Tansen nicht an, weil sie gerade in Okhaldunga den Ärzten half, ein Ausbildungsprogramm für den Dorfgesundheitsdienst dort einzurichten. Aber wir gewannen den Eindruck, dass die Mitarbeit von Melody Koch in Tansen von allen sehr geschätzt wird. Sie wohnt übrigens nicht in der Nähe des Krankenhauses ausserhalb der Stadt, sondern in deren Zentrum in der Bazarstrasse, wo sie in der Bazarklinik, einer interessanten Einrichtung für ambulante Behandlung

und Aufklärungsarbeit, mit tätig ist.

Unsere zweite Mitarbeiterin, Else Furthmüller, hatte gerade in Kathmandu ihren Sprachkurs beendet und war dabei, nach Amp Pipal an die dortige Schule umzuziehen. Dorthin muss man nach einer Busfahrt etwa 6 Stunden laufen. Das Gepäck wird getragen. Dieser Umzug ist also schon ein grösseres Ereignis. In Amp Pipal steht auch ein UMN-Krankenhaus.

Nach unseren Gesprächen und Beobachtungen gewannen wir den Eindruck, dass in der UMN einerseits die medizinische Arbeit stark dominiert und auf allen Arbeitsgebieten die Grossprojekte im Vordergrund stehen, dass aber auch intensive Überlegungen angestellt werden, wie die UMN näher an die Bevölkerung in den Dörfern herankommen und ihnen helfen kann, während ihre Arbeit bisher mehr einigen Bevorzugten und Stadtbewohnern zugute kam (Das gilt sicherlich nicht für den Dorfgesundheitsdienst). Die Gossner Mission sollte an diesen Überlegungen teilnehmen und entsprechende Pläne unterstützen.

Hans-Helmut Peters

Siegwart Kriebel